FÜRSTABT MARTIN GERBERT VON S. BLASIEN: EIN LEBENSBILD AUS DEM VORIGEN...

Josef Bader




THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Fürstabt

Martin Gerbert

von

S. Blasien.

Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhunderte.

Von

Joseph Bader.

4

Sammlung historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

III.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Sammlung

historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

III

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.

Fürstabt

Martin Gerbert

von

S. Blasien.

Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhunderte.

Von

Joseph Bader.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1875.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

* * *

Als hochgefeierter Ort des Lichtes stund S. Basien am Ende des vorigen Jahrhunderts im Dunkel des Schwarzwaldes da. Und allen Ruhm der Tugend und Gelehrsamkeit dieses Klosters vereinigte der Fürstabt Martin Gerbert in sich. Vor seinem großartigen Blicke stund aber auch all' das Unheil entfaltet, dessen Keime die damalige Zeitrichtung in sich trug. Er tröstete sich damit, daß die Kirche mit neuem Glanze aus den nahen Kämpfen hervorgehen werde, und im Ganzen erfüllte sich die Ahnung des großen Abtes; aber viele kirchlichen Anstalten, und unter denselben seine eigene Abtei, mußten dafür das Opfer werden.

Freiburger Kirchenlexicon.

Druck von Böhmel u. Ströcker in Freiburg i. B.

Vorwort.

Die gegenwärtige Schrift ist eine Zusammenstellung, Ergänzung und Erweiterung von früheren Arbeiten, welche ich über das Stift S. Blasien und dessen berühmten Fürstabt Gerbert zu verschiedenen Zeiten veröffentlicht hatte. Es war keine leichte, aber desto dankbarere Mühe, diese zersträuten Aufsätze zu einer umfassenden Biographie zu vereinigen.

Die Schwierigkeit lag zunächst in der Auswahl meines oft in die kleinsten Details gehenden Materiales, welches ich seit mehreren Jahrzehnten aus Gerberts Schriften und aus anderen Druckwerken, wie aus Acten und Briefen gesammelt; alsdann aber im Auffinden des richtigen Standpunctes für die Beurtheilung und Schilderung eines so bedeutenden Mannes, dem Lob und Tadel gegenüber, welche demselben während seines Lebens und nach seinem Tode bei den Zeitgenossen so reichlich zu Theil geworden.

Wäre mir das Diarium des Stiftes aus der Regierungszeit Gerberts zu Gebote gestanden, so hätte meine Arbeit erst ihren rechten Werth gewonnen; ich muß daher wünschen, daß ein Anderer, welchem die

Einsicht desselben (wenn es noch existiert) gestattet ist, diese Biographie daraus ergänzen und berichtigen möge. Der Historiker muß so Etwas, selbst im Falle böswilliger Absichten seines Berichtigers, über sich gewinnen können, sonst mangelt ihm das wahre Interesse für den Gegenstand, welchen er behandelt.

Als Quellen für diese Arbeit habe ich benützt zunächst Gerberts Werke und verschiedene Briefe theils von seiner Hand an Freunde und Bekannte, theils von solchen, wie auch von hohen Gönnern an ihn gerichtet. Alsdann die „Trauer- und Lobrede" auf denselben von Pater Weiß (S. Blasien 1793); Baron von Böcklins Beiträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland (Freiburg 1790); die Biographie in Schlichtegrolls Necrolog (Jahrgang 1793); der Nachruf des Propstes Mader zu Krotzingen in der Freiburger Zeitung (Jahrgang 1793, Beilage VI, S. 21) die Beschreibung von S. Blasien in Nicolai's Reisen durch Deutschland (Berlin 1796, Band XII), und das kurze Lebensbild in Klüpfels Necrologium sodalium et amicorum literariorum (Friburgi 1809).

Ferner benützte ich die Archivacten über die breisgauischen Landstände von 1750 bis 1796, nebst meiner Schrift über dieselben (Karlsruhe 1846), wie die Acten über die Grafschaft Bonndorf, nebst Pfarrer Kürzels geschichtlicher Beschreibung der ehemaligen sanctblasischen Reichsherrschaften (Freiburg 1861); endlich die größtentheils gedruckten landesherrlichen Verordnungen des Fürstabtes von 1765 bis 1793.

Als Hilfsmittel hatte ich zur Hand Pater Kreuters Geschichte der vorderösterreichischen Staaten (S. Blasien 1790); Lord Broughams Staatsmänner (hier Maria Theresia und Joseph, in's Deutsche übersetzt, Pforzheim 1839); Brunners Characteristik Josephs II (Freiburg 1874); Hofrath Amanns Schrift über Kaspar Ruef (Freiburg 1836); Riehls musicalische Charakterköpfe (Stuttgart 1853); Trenkle's Schrift über Freiburgs gesellschaftliche, theatralische und musikalische Institute (Freiburg 1856); Werners Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Concil (München 1866) und Kästle's Festgabe zur Feier des 100jährigen Bestehens der von Gerbert gegründeten Waisen- und Sparkasse zu Bonndorf (Lahr 1868).

Diese Quellen und Hilfsmittel gaben mir ein sehr ungleiches Material an die Hand, ein dürftiges zu etlichen Abschnitten der Biographie, dagegen wieder ein desto reichhaltigeres zu den anderen.

Um nun eine gewisse Gleichmäßigkeit derselben zu beobachten, mußte ich auf das Eingehen in das Detail der theologischen und historischen Schriften Gerberts, wie in dasjenige der Acten über die Grafschaft Bonndorf und der breisgauischen Landstände, verzichten und mich zur Darlegung der Thätigkeit des Fürstabtes in dieser Hinsicht auf das Nothwendigste beschränken, was mir der Zweck meiner Schrift und der ihr zugemessene Raum schon ohnehin geboten.

Unterstützt und gefördert in der Ausarbeitung wurde ich durch die freundliche Bereitwilligkeit der Herren Be-

amten an der großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek dahier in Beischaffung der nöthigen Bücher, sodann durch die Mittheilungen des Herrn Stadtarchivars Jäger zu Freiburg und des Herrn Professors Dr. König daselbst, welcher die Gefälligkeit hatte, den theologischen Theil der Schrift durchzusehen und zu ergänzen. Dafür sei hier meine wärmste Danksagung ausgesprochen.

Karlsruhe am Hermannstage 1875.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

chronik. Nach dem 30jährigen Kriege neues Gedeihen der Gelehrsamkeit; Verdienste der Blasianer um die neue Hochschule zu Salzburg. Die Patres Endel und Gumpp. Vierte Periode: Die Congregation des heiligen Maurus zu Paris, Pater Herrgott daselbst; seine Rückkehr nach S. Blasien, seine dortigen Genossen Wülberz und Heer, ihre gelehrten Werke; alsdann deren Nachfolger Gerbert, Linder, Kreuter, Ussermann, Neugart und Eichhorn. Die sanctblasische Gelehrten-Academie; lezte Glanzperiode des Stiftes.

II. Gerberts Abkunft, Jugend und Reisen, S. 23 bis 35. Seine Heimat, Aeltern und häusliche Erziehung; sein Schulenbesuch zu Ehingen, Freiburg, Klingenau und S. Blasien. Sein dortiger Eintritt in den Orden, seine Studien und Aemter. Pater Martin als Klosterbibliothekar, seine Vorarbeiten zu einer Geschichte der Kirchenmusik und der Liturgie von Alemannien. Seine Reisen nach Frankreich, durch Alemannien und Schwaben, nach Bayern, Oesterreich und Italien. Seine Zusammenkunft mit den Maurinern zu Paris, mit dem Domherrn Garampi, dem Secretär Braschi und dem Musikhistoriker Pater Martin von Bologna. Sein Reisetagbuch, seine Erwählung zum Abte. Rückblick auf Gerberts Thätigkeit seit seinem Eintritte in's Kloster. Freude der sanctblasischen Gelehrten über seine Wahl.

III. Gerbert als Kloster-Vorsteher, S. 35 bis 51. Seine Stimmung nach der Wahl; seine Aufgabe als Abt, Reichsfürst, Landesherr und Landstand. Gerbert's Ansichten über die Klöster. Seine Tagesordnung, sein Tagzeitenbuch, sein Lehrplan. Die Klosterbrunst von 1768. Gerbert's männliche Fassung, sein Entwurf des neuen Kloster- und Tempelbaues. Die Ausführung desselben, Einweihungsfeier. Die neue habsburg-österreichische Gruft. Gefahren wegen der Profeßjahre und Stiftungsbriefe. Der Hofrath von Gränicher. Umtriebe der Klosterfeinde. Gerbert's Reise nach Wien, seine Audienz bei Maria Theresia, deren huldvolle Gesinnung gegen S. Blasien, ihre Geschenke. Widerlegung des Tadels gegen den Fürstabt wegen seines kostspieligen Tempelbaues. Die Theuerung von 1770 und 1771. Innere Einrichtung des Klosterlebens, deren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Die neue Bibliothek, Reisen der Patres. Die mechanischen und bildenden Künste; Unterstützung armer talentvoller Jünglinge. Gerbert's Benehmen gegen seine Untergebenen, ihre Achtung vor ihm; Nicolai's Urtheil und dessen Beschreibung der Klostereinrichtungen.

IV. Gerbert als Fürstabt und Landesherr, S. 51 bis 72. Beschrieb der sanctblasischen Reichsgrafschaft Bonndorf; Schilderung der früheren politischen, kirchlichen, bäuerlichen und socialen Verhältnisse daselbst. Mißbräuche der Obervögte und Verfall der Volkssittlichkeit. Die Reformen Gerbert's; seine Verbote gegen Mißbräuche verschiedener Art, über die Bestandshöfe, Haustheilungen und Vortheilsrechte; Verbote des Tabakrauchens und Kaffetrinkens; seine Verordnungen, der Schulfond, Stiftungen und Anstalten, namentlich die neue Schul- und Gottesdienst-Ordnung, die Feuerversicherung, das Bonndorfer Landesspital, die Waisen- und Sparkasse, die landwirthschaftlichen Verbesserungen, die Einführung der Baumwollspinnerei und Trommelstickerei. Gerbert's Verdienste als Landesherr, seine Erhebung der Grafschaft zu einem wohlgeordneten und wohlhabenden Ländlein. Verehrung der Unterthanen gegen den Fürsten; gefeiertes Andenken an denselben und Errichtung seines Denkmales.

V. Gerbert als Grundherr und Unterthan, S. 72 bis 83. Die grundherrlichen Güter und Rechte des Stiftes S. Blasien, wodurch dasselbe österreichischer Unterthan und Mitglied der breisgauischen Landstände war. Versuche der Regierung, die landständischen Rechte zu schmälern; der Kreishauptmann von Schauenburg. Die vorderösterreichische Steuerperäquation und Kaiser Josephs II kirchliche Reformen. Schwierige Lage Fürstabt Gerberts, seine kluge, gemessene, pflichtgetreue Haltung. Urtheil der S. Blasier über den Kaiser. Stimmung des Landes nach dessen Tod; Schritte der breisgauischen Stände für Rücknahme oder Modification der josephinischen Verordnungen, die ständische Beschwerdeschrift und Deputation nach Wien. Rückkunft des Fürstabtes von dort und seine getäuschten Hoffnungen. Veränderte Stimmung der aufgeklärten Gesellschaft über denselben, Angriffe und Schähungen gegen ihn. Sein Wirken im grundherrlichen Gebiete von S. Blasien und seine Verehrung daselbst.

VI. Gerbert als Gelehrter und Schriftsteller, S. 83 bis 93. Seine theologischen und historischen Schriften, sein hochgeschätzter Namen und seine Aufnahme als Mitglied literarischer Gesellschaften in Deutschland, England und Italien. Seine thätige Förderung des Unternehmens einer Germania sacra. Plan und Mitarbeiter dieses weitaussehenden Werkes, dessen im Drucke erschienenen Theile. Gerbert's vielseitige Gelehrsamkeit; seine lateinische und deutsche

Schreibart; seine Förderung der Studien und Arbeiten sanctblasischer Conventualen. Urtheil bei Schlichtegroll über die Verdienste des Fürstabtes um Wissenschaft und Literatur; Bezeichnung seiner hauptsächlichsten Schriften. Verhältniß Gerbert's zu Papst Pius VI, verschiedene Schreiben desselben an ihn mit huldreicher Anerkennung seiner Leistungen für die Kirche, wie mit väterlichen Ermunterungen zur Ausdauer auf dem betretenen Wege. Der gelehrte Ruhm des Stiftes S. Blasien und die historische Schule daselbst.

VII. Gerbert insbesondere als Theolog, S. 93 bis 102. Professor Klüpfels Urtheil über Gerbert's theologische Schriften. Dieser als Begründer einer neuen Lehrweise; seine Principien oder Lehrbücher der Theologie, ihr Geist und ihre Methode. Werners Darstellung der gerbert'schen Theologie; Verdienste und Fehler der Scholastiker. Das Buch über „die kämpfende Kirche." Beurtheilung desselben nach der Stellung des Verfassers in seiner Zeit, welche geschildert wird. Das preußische Decret von 1784 gegen die Aufklärungssucht. Voltaire und seine Anhänger, des Fürstabts Urtheil über ihn, über Rousseau und Lessing. Wirkungen der neuen Aufklärungsschule, die Gefahr einer Spaltung in der katholischen Kirche; Gerbert's Befürchtungen deshalb, und Bewährung seiner Voraussicht in die Zukunft. Das daniel'sche Gesicht von dem rollenden Steine als Motto der dem Erzbischofe von Dalberg gewidmeten Ecclesia militans, worin der Verfasser gegen die Jansenisten, den Febronius und den Emser Congreß polemisiert. Strenge Beurtheilung des Buches selbst von Seiten der Freunde. Werner über den Kern der kirchlichen Anschauungen Gerbert's.

VIII. Auszug aus der Ecclesia militans, S. 102 bis 119. Verblendung der Kirchenfeinde und Treiben der kirchenfeindlichen Presse. Versuche, die getrennte Christenheit wieder zu vereinigen; der Febronius des Weihbischofs von Hontheim, dessen Irrtümer und Widersprüche. Die jansen'sche Häresie und die päpstliche Bulle gegen den Pater Quesnel. Die gallicanischen Bischöfe, ihre Erklärung von 1728 und das Decret Ludwigs XV von 1766. Verursachung des Emser Congresses, die Punctationen desselben und ihre Widerlegung. Stellung des Kaisers Joseph zu denselben, wodurch die Kühnheit der Punctatoren wächst. Ihre Ansicht vom Wesen des Papstes und deren Widerlegung. Die Göttinger Anzeigen über den Ursprung der päpstlichen Macht, und der Freiherr von Senkenberg über die katholische Kirche.

Pflicht der Bischöfe, die gefährdeten Vorrechte des Papstes zu verteidigen, und Ermahnung zur Einigkeit. Urtheil über die Concilien von Constanz und Basel, und über das damals dem niedern Clerus eingeräumte Stimmrecht. Lob des Cocils von Trient und Voraussage, daß auch ein künftiges allgemeines Concil die Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern der Kirche glänzend bestätigen werde. Daher vergebliche Anstrengungen ihrer Feinde, sie zu spalten und zu zerstören.

IX. Gerbert ferner als Historiker, S. 121 bis 137. Werth der historischen Werke des Fürstabts. Die „Denkmäler des Hauses Oesterreich" beschrieben und abgebildet. Die „neue Fürstengruft zu S. Blasien" mit der Chronik von Königsfelden, „Herzog Rudolf von Schwaben" und sein Geschlecht, „der Briefcodex König Rudolfs von Habsburg" mit Annalen und Commentaren, die großen Werke über „die Kirchenmusik" mit vielen alten Schriftstellern über Musik, und „die alte Liturgie von Alemannien" mit dem Anhange von liturgischen Denkmälern. Gerbert's Liebe zur Musik, seine Beschäftigung mit dem Codex von S. Georgen und daher sein Plan einer Musikgeschichte; seine diesfälligen Sammlungen; seine Bekanntschaft mit dem Ritter von Gluck und dem Musikschriftsteller Pater Martin zu Bologna, Riels Schilderung ihrer gemeinschaftlichen Arbeit. Der Choralgesang zu S. Blasien eingeführt, Baron von Böcklins Urtheil darüber. Beliebtheit der Instrumental-Musik in den Klöstern; Auswüchse derselben und die Bestrebungen dagegen. Gerbert's Sylva nigra, welche den Schwarzwald als eine Colonie der Benedictiner darstellt, was als wohlberechtigt nachgewiesen wird; seine Auffassung der Reformation des 16ten Jahrhunderts; Art und Weise seiner Geschichtschreibung.

X. Gerbert als Mensch und Character, S. 137 bis 148. Anerkennung seiner Tugenden in damaligen Schriften, Schilderung seines Characters bei Schlichtegroll. Einfachheit und Wahrheit des Geistes, brennender Eifer für die Religion, Friedensliebe und Wohlwollen, die Hauptzüge desselben. Gerbert im Verkehre mit der Welt, in Gesellschaft; sein Alter und Hinübergang. Sein Begräbniß, die Grabrede des Paters Weiß, die Todtenfeier mit Choralgesang im Conventsaale, anwesende Herren. Lob des Fürstabts in der damaligen Freiburger Zeitung, von der Hand des Propstes Mader zu Krotzingen. Gerbert's Verbindungen mit protestantischen Gelehrten, namentlich mit Schöpflin, Lamey und Müller; ihr brieflicher Verkehr.

Verhältniß des Fürstabts zum Weihbischofe von Hontheim, sein Antheil an dessen Wiederruf des Febronius, seine spätere Gereiztheit gegen denselben; seine mißlungenen Vermittelungsversuche zwischen den damaligen Papalisten und Episcopalen, seine unermüdliche Arbeit für die Kirche bis an's Lebensende. Quelle und Kern seines Wesens, seine Befürchtungen und Voraussagungen.

Beilagen, S. 149 bis 168. Erste: Einige Bildnisse Gerbert's, zwei Oelgemälde, drei Kupferstiche und eine Denkmünze, S. 150. Zweite: Vier Schreiben Gerberts an den Prälaten von S. Georgen von 1765, S. 152. Dritte: Ein Schreiben Schöpflins an Gerbert von 1770, im Betreffe der neuen Fürstengruft zu S. Blasien, S. 155. Vierte: Zwei Handschreiben der Kaiserin Maria Theresia an den Fürstabt von 1773, S. 156. Fünfte: Ein Schreiben Gerberts an den erzbischöflichen Official zu Mainz von 1777, über seine Wiener Reise und die Reliquien des heiligen Pirmin, S. 157. Sechste: Ein deutsches Gedicht des Fürstabts an seine Landsleute, über die aus Frankreich nach Deutschland verpflanzte Aufklärung und deren Folgen zum Schaden von Altar und Thron, S. 158. Siebte: Lobrede auf Gerbert, von dessen Nachfolger, dem Präalten Mauriz, im Vorworte der von demselben zum Drucke beförderten lezten gerbert'schen Schrift über das Erhabene im Evangelium, von 1793, S. 163. Achte: Verzeichniß sämmtlicher im Drucke erschienenen Werke und Schriften Gerbert's, S. 165.

Fürstabt Martin Gerbert

von S. Blasien.

Erster Abschnitt.

Das Benedictinerstift S. Blasien.

Das höchste Haupt des Schwarzwald-Gebirges, der gewaltige Feldberg (4600′ über der Meeresfläche), beherrscht nach allen Seiten hin größere und kleinere Thäler, worunter dasjenige eines der interessantesten ist, welches von der wilden Alb seinen Namen hat. Dieser Bergbach entspringt am südöstlichen Feldberg-Abhange (unweit von dem Ursprunge der durch Hebel besungenen Wise) aus verschiedenen Quellen, deren Wasser sich unterhalb der hochgelegenen Gemarkungen von Bernau und Menzenschwand zum Flusse vereinigen, um sofort in mehrstündigem Laufe nach Süden dem Rheine zuzueilen.

Eine geringe Wegstunde nach jener Vereinigung nimmt die Alb von Westen her den Steinbach auf, und hier, im Winkel des Zusammenflusses beider Wasser, am Fuße der Kohlwald-Halde, gegenüber dem Südabhange des Windberges, liegt S. Blasien, zwischen Berg- und Thalwiesen, umschlossen von dichtbewaldeten Höhen, 2369′ über der Meeresfläche.

Der jetzige Amtsort, welcher aus den ehemaligen größtentheils in eine Spinnfabrik verwandelten Klostergebäuden, 3 Gasthöfen und etwa 25 Privathäusern besteht, ist seit jüngster Zeit, nachdem das wildmalerische Albthal durch eine neue Straße dem größeren Verkehre geöffnet worden, ein vielbesuchter Sommeraufenthalt für erholungsbedürftige Städter. Und mit

vollem Rechte, da wenige Wäldergegenden gesunder und erfrischender sein werden. Aber die prachtvolle Klosterkirche, welche früher so manchen Fremden angezogen, ziert seit dem Unglückstage des 7ten Februar 1874 den Ort und seine Umgebung leider nicht mehr!

Indessen bietet die Berg- und Thalgegend von S. Blasien in ihrer natürlichen Beschaffenheit so viel Bedeutendes, daß Niemand eine Fahrt oder Wanderung dahin bereuen wird. Denn so recht im Herzen des obern Schwarzwaldes gelegen, zeigt sie das Gepräge desselben im kräftigsten Ausdrucke.

Einen kurzen Theil des Tages bescheint die Sonne den engen Horizont und nur wenige Monate dauert die Sommerszeit; aber es herrscht urweltliche, saftige, unerschöpfte Natur. Dichte, dunkle Hochwälder, gewaltige Gneis- und Granitfelsen, tiefgrüne Berg- und Thalwiesen, üppiges Gesträuch, herrliche Quellen des frischesten, süßesten Wassers, und die reinste, stählendste Luft, das entschädigt die Bewohner während der schönen Jahreszeit für den Schnee und Nebel des rauhen und langen Winters.

Nach der uralten Ueberlieferung des Klosters S. Blasien war dasselbe aus einer kleinen Colonie von Waldbrüdern entstanden, welche (zur Zeit der merovingischen Könige) durch Gefahren und Lebensnoth zusammengetrieben, am Einflusse des Steinbaches in die Alb eine gemeinschaftliche hölzerne Celle mit einem Kirchlein erbaut hatten.

Hier lebten dieselben ohne bestimmte Ordensregel, unter einem Obern, welcher von ihnen „Vater“ genannt wurde, ihrem stillen Gottesdienste und der mühesamen Arbeit ihrer Erhaltung. Sie schrieben Bücher auf Birkenrinde und verfertigten einfache Holzwaren, womit der Eine und Andere in's Rheinthal hinaus

zog, um Gewandstoffe, Werkzeuge, Geschirre und Nahrungsmittel dafür einzutauschen.

Der Grund und Boden dieser „Celle an der Alb“ gehörte aber dem Dynasten Sigemar, wohl einem Ahnen der benachbarten Freiherren „von Berau“, welcher sie im Jahre 858 an das Benedictinerstift Rheinau übergab, damit es seine Regelzucht daselbst einführe und die Anstalt der Brüder dadurch befestige. Solches geschah sofort auch; die Celle erhielt einen Prior und den heiligen Blasius mit einer Reliquie desselben zum Patron, worauf König Ludwig der Deutsche 866 die Rheinauer im Besitze des neuen Priorates urkundlich bestätigte.

Damals verwandelten die Brüder ihr hölzernes Kirchlein und Cellenhaus in einen steinernen Bau, welchen man „die Celle des heiligen Blasius“ zu benennen anfieng. In ruhiger Entwickelung ihres Klosterwesens verlief ihnen ein halbes Jahrhundert, bis sich 925 der Schreckensruf im Lande erhob, die wilden Hungarn seien wieder im Anzuge.

Von den Mauern Augstburgs, welche ihrem Angriffe getrozt, wendeten sich dieselben raubend und verwüstend gegen den Bodensee, drangen durch's Rheinthal herab, wurden bei Säckingen von dem tapfern Hirminger geschlagen und warfen sich hierauf in den Schwarzwald. Hier fällten sie Tannenstämme zu Flößen, um nach dem Elsaße überzusetzen.

Waren nun viele Gotteshäuser, wie S. Gallen, Rheinau und S. Trudbert, das Opfer dieses Hungarn-Einfalles geworden, so hatte wohl auch die Albcelle der Verwüstung nicht entgehen können. Dieselbe lag längere Zeit zerstört und verlassen, bis sie der Einsiedler Reginbrecht im Jahre 948 wieder herstellte und mit einigen Brüdern, welche den Verlust ihrer alten Heimat überlebt hatten, neuerdings bezog.

Reginbrecht aber gehörte wahrscheinlich dem Geschlechte an, welches von dem Dynasten Sigemar abstammte und seinen Burgsitz auf dem jenseits des Albthales gelegenen Berauer Berge besaß. Er hatte im Heere Otto des Großen gedient und sich durch Verdienste so sehr die Gewogenheit des Kaisers erworben, daß ihm derselbe von den Reichsgütern im benachbarten Zürichgau die Veste und Herrschaft Seldenbüren zu einem Familien-Lehen verlieh.

Müde endlich des Militär- und Hoflebens kehrte der ergraute Ritter in seine Heimat zurück und widmete sich ganz der Wiederherstellung des Klösterleins an der Alb und der Erhebung desselben zum abteilichen Range.

Der fromme, kluge und ausdauernde Mann brachte es durch seine Freunde und Gönner zu Rheinau, beim Bischofe zu Constanz und am Kaiserhofe auch wirklich dahin, daß die neue Celle im Jahre 963 von ihrem Mutterstifte getrennt, mit der umliegenden Wildniß bewidmet und unter dem Patrocinium des heiligen Blasius als selbstständige Abtei im Sommer 983 durch Otto II urkundlich bestätigt wurde.

Das ottonische Widemgut bestund in den Höhen und Thälern vom Feldberge und vom Stockwalde über den Blasienwald bis an den Schluchsee. Dieses wilde, wenig bewohnte Gebiet war dem Stifte zu völlig freiem Eigentume übergeben und bildete den s. g. Zwing und Bann, wovon die Erweiterung des sanctblasischen Grundbesitzes ausgegangen. Wahrscheinlich umschloß es das Erbe des Ritters Reginbrecht, welches wohl aus dem Familiengute jenes Dynasten Sigemar oder der Freiherren von Berau herstammen mochte; denn der Wiederhersteller der Albcelle hatte all' sein irdisches Gut an dieselbe vermacht.

Reginbrecht und der zum ersten Abt' erhobene

Prior Bernger begannen die Einrichtung des neuen Klosterwesens, indem sie den Bau eines Münsters, eines Conventhauses und Capitelsaales, Dormitors, Refectors, nebst Küche und Keller, einer Herberge für Gäste, Pilger und arme Leute, wie eines Siechenhauses für Kranke und Presthafte unternahmen.

Die nächstfolgenden Aebte vollendeten diese Bauten, errichteten auf der Stelle, wo die hölzerne Wohnung der ersten Brüder gestanden, eine Pfarrkirche für die Dienstleute und nächsten Umsaßen des Klosters und führten eine Reformation der bisherigen Regelzucht ein, nach dem Vorbilde von Clugny und Frudelle, wo die ursprünglichen Satzungen der Benedictiner mehrfach abgeändert und verschärft worden, um die Ausartung des Ordens in einen zu weltlichen Geist möglichst zu verhindern.

So bescheidene Anfänge hatte S. Blasien, und nach kaum hundert Jahren erschien es schon als eines der besteingerichteten, angesehensten und besuchtesten Klöster in ganz Alemannien! Und sein Ruhm steigerte sich immer noch, wie sein Wachstum an frommen Bewohnern und irdischen Gütern.

Diese Blühte verdankte dasselbe dem glücklichen Geschicke, daß die Reihe seiner ersten Vorsteher mehrere Männer zählte, welche sich eben so sehr durch Kenntnisse, Geist, Klugheit und Ausdauer, als durch ascetische Frömmigkeit ausgezeichnet.

Während des erschütternden Kampfes zwischen Thron und Altar unter Kaiser Heinrich und Papst Gregor suchten und fanden viele treuen Anhänger der verfolgten Kirche in der Abgelegenheit von S. Blasien eine sichere Zufluchtsstätte. Sie waren dankbar dafür und beschenkten das gastfreundliche Gotteshaus mit Gütern, Zinsen, Büchern und Kleinodien, wodurch sich dasselbe

so ansehlich bereicherte, daß man sofort einen großen Neubau vornehmen konnte.

Dieser wurde begonnen unter Abt Uto (von 1086 bis 1108), einem „gelehrten, hochverständigen, kunstreichen Herrn, welchen man wegen seiner Klugheit und Beredsamkeit in mancherlei Geschäften um Rath und Vermittlung angieng.“ Er erbaute zuerst das neue Münster, ganz aus behauenen Steinen, wozu man für die Wände den einheimischen Granit, für die Säulen, Gewölbeleisten, Fenster- und Thürgestelle fremden Sandstein verwendete. Nach 14 Jahren stund das stattliche Werk vollendet da.

Den Bau des Klosters aber sezte Uto's trefflicher Nachfolger, Abt Rusten (von 1108 bis 1125), eifrigst fort; er errichtete namentlich ein neues Siechen- oder Krankenhaus mit eigener Kapelle, vollendete das Conventhaus und legte den Grund zu einem neuen Abteihofe, alles in einiger Entfernung von den bisherigen Gebäuden, wornach ein altes und ein neues Kloster neben einander zu stehen kamen.

Das alte wurde die „äußere Wohnung“ genannt und war den unstudierten Brüdern eingeräumt, welche die weltlichen Arbeiten und Geschäfte besorgten. Aus ihnen gieng die äußerst practische Anstalt der Laienbrüder hervor, deren Gelübde ihnen auferlegte, sich dem Kloster nicht zu entfremden, im ledigen Stande zu verbleiben und dem Abte unbedingten Gehorsam zu leisten. Ihre Verrichtungen bestunden theils in den Hausdiensten, theils in den Handwerken und Künsten, besonders aber im Betriebe der Landwirtschaft.

Das neue Kloster bewohnte der Abt mit den studierten Brüdern oder Priestermönchen, welchen die kirchlichen und Ordensverrichtungen oblagen. Und in diesem Kreise behaupteten die beiden Schulen des

Stiftes, die innere und äußere, nicht allein als Grundlage geistlicher Bildung und gelehrter Studien, sondern auch als Unterrichtsanstalten für die Jugend der Freileute und Adeligen von nah und ferne, eine wichtigste und einflußreichste Rolle.

„Jene ersten Brüder und Väter unseres Stiftes", sagt der alte sanctblasische Chronist, „sorgten für die Errichtung und Hebung ihrer Schule mit so glücklichem Erfolge, daß dieselbe in Kurzem einen ausgebreiteten Ruf erlangte und die benachbarten Herren ihre Söhne herein schickten, von denen dann die tauglichsten selber in den Orden traten und als Priestermönche die Klosterschule versahen."

So giengen eine Reihe trefflicher Lehrer, Schriftsteller und Aebte aus der sanctblasischen Schule hervor, und das Stift erlangte dadurch einen solchen Ruhm, daß man dasselbe neben den Gotteshäusern von Schafhausen und Hirschau zu den vornehmsten klösterlichen Anstalten in ganz Schwabenland zu rechnen pflegte, und die Mönche, welche es gebildet, häufig in andere, oft weit entlegene Abteien als Reformatoren und Vorsteher berief.

Gleichwie nun die Gebäulichkeiten von S. Blasien sich erweitert haben, so nahmen auch der Zudrang in's Kloster und der Besitzstand desselben zu. Von allen Seiten kamen Mönche, Weltpriester und Laien herbei, unter den lezteren selbst viele aus dem hohen und niedern Adel des Landes, welche sich demüthig darein fügten, als „Conversen" das Loos der äußeren Brüder zu theilen und ganz gewöhnliche Handarbeiten und Knechtsdienste zu verrichten.

Ein schwärmerisch frommer Wetteifer in den ascetischen Tugenden und ein mystischer Seelenschwung in der klösterlichen Andacht veredelten das Büßerleben

dieser an Stand und Naturgaben so verschiedenen Menschen, und lieferten ein thatsächliches Beispiel, daß im Gedanken der Kirche alle Sterblichen vor ihrem Schöpfer gleich seien, was gegenüber dem schroffen Unterschiede zwischen Freien und Leibeigenen, Reichen und Armen, wie ihn damals die profane Welt so zähe festhielt, eine erhebende Erscheinung, ein herrlicher Triumph des christlichen Geistes war.

Hiedurch gewann S. Blasien beim Adel und im Volke bald eine solche Bewunderung und Verehrung, daß man dieses Gotteshaus, welches auf weithin die einzige Leuchte kirchlicher Bildung, das einzige Muster gelehrter, künstlerischer, technischer und landwirtschaftlicher Betriebsamkeit war, überaus reichlich mit Gottesgaben aller Art bedachte.

Denn während des 11ten und folgenden Jahrhunderts brachten eine Menge von Wohlthätern „zum Heil ihrer Seele“ dem heiligen Blasius ihre frommen Opfer an Grundstücken, Zehenten, Zinsen, Büchern, Kirchenzierden und Kleinoden dar.

Unter den Vermächtnissen von Grund und Boden befanden sich ganz beträchtliche Orte und Ländereien, namentlich die Besitzungen am Schluchsee, woraus die dortige Reichsvogtei entstund, der Berauer Berg mit dem Stammsitze der dortigen Freiherren, die Thäler Schönau und Todtnau mit ihren Waldungen und Silbergruben, der Berg Bürgeln mit seiner uralten Kirche, etliche Güter zu Weitenau und Sitzenkirch im Wisenthale, verschiedene Besitzungen zu Ebringen und in 24 anderen Orten des obern Breisgaues, die Burg und Herrschaft Au am Rheine, mehrere Güter, Kirchen und Zehenten zu Birmensdorf bei Seldenbüren und in 7 benachbarten Dörfern des Zürichgaues, ferner zu Schneisingen bei Klingenau und zu Wis-

likon bei Kaiserstul im Aargau, endlich zu Ochsenhausen bei Biberach und zu Nallingen bei Eßlingen im Schwabenlande.

Zu Ochsenhausen, Bürgeln, Klingenau und Wislikon wurden sofort Mönchscellen, wie zu Berau, Sitzenkirch und Au (oder Gutenau) Nonnenhäuser des benedictinischen Ordens errichtet, welche dem Stifte als Propsteien untergeben waren, und um die übrigen aufgezälten Orte sezten sich die Aemter (officia) an, welche später das grundherrliche Gebiet von S. Blasien gebildet haben.

Mit solcher ritterlichen Freigebigkeit wurde das Stift vom hohen und niedern Adel bisher beschenkt; im Verlaufe des 13ten Jahrhunderts aber nahm dieselbe nicht nur beinahe völlig ab, sondern es veränderte sich die Gesinnung der edlen Herren gegen die S. Blasier sehr häufig in ihr gerades Gegentheil.

Denn der adelige Wohlstand war stark in Abnahme gerathen, während die stiftische Oeconomie es zu einem blühenden Gedeihen gebracht. Das erweckte den Neid und Haß der verschuldeten Junker, welche in der gesetzlosen Zeit des großen Zwischenreiches so sehr verwilderten, daß das Rauben, Sengen und Brennen unter ihnen zum Handwerke ward.

Mancher Enkel jener frommen Wohlthäter des Stiftes sah es mit tiefem Verdrusse, daß so schöne Stücke aus den ehemaligen Erbgütern seiner Familie in die todte Hand gegeben worden, und ergriff daher jegliche Gelegenheit, dieselben unter irgendwelchem Vorwande wieder an sich zu reißen. Das erfuhr S. Blasien namentlich durch die gewaltthätigen Zugriffe der Herren von Radeck, von Krenkingen und von Tiefenstein.

Unter solchen Gefahren und Bedrängnissen hätte aber das Stift auch endlich verkommen müßen, wäre nicht

die ganze kaiserlose Zeit hindurch Arnold der Zweite sein Vorsteher gewesen. Dieser treffliche Prälat, ein treuer Freund des Grafen Rudolf von Habsburg, wußte für sein Gotteshaus mehrfache frommen Vermächtnisse zu gewinnen, aus dem Ertrage der Todtnauer Silberminen von dem geldbedürftigen Adel viele vortheilhaft gelegenen Güter zu erkaufen und dasselbe bei den hergebrachten Rechten und Freiheiten nicht nur gegen Fürsten und Adel, sondern (in Betreff der päpstlichen Anwartschaftsbriefe) selbst gegen die höchste Kirchengewalt gesichert zu erhalten.

So hat Abt Arnold in einer der schwersten Zeiten beinahe dreißig Jahre lang mit seltener Umsicht, Thätigkeit und Ausdauer sein vielgefährdetes Stift verwaltet. Vor seinem Hingange erlebte derselbe noch die Freude, den Grafen von Habsburg, dessen Gunst ihm stets bewahrt geblieben, auf den deutschen Thron erhoben und damit die Einheit des Reiches wieder hergestellt zu sehen.

Als er verstarb, zälte S. Blasien, neben einer Menge einzelner Höfe und Grundstücke, über 100 ganze Dörfer, mehr als 30 Pfarrkirchen, Cellen und Bethäuser. Und hiezu erkauften seine nächsten Nachfolger noch eine Reihe verschiedener Güter im Werthe von nahezu 2000 Marken Silbers!

Daneben aber wurden auch auf die Erbauung neuer Kirchen, auf die Verschönerung des Gottesdienstes und ganz besonders auf die Vermehrung der Bücherei bedeutende Summen verwendet. Einer dieser Aebte zeigte sich als großen Liebhaber der Gelehrsamkeit und erkaufte alte Handschriften, wo er solche nur bekommen konnte. Derselbe verdient es daher, namentlich hier angeführt zu werden; es war Heinrich II, ein Freiherr von Stadion, welcher das Stift in den ruhigen

Tagen unter König Rudolf dem Ersten (von 1273 bis 1294) löblichst verwaltete.

Sein dritter Nachfolger, der 1314 erwählte Abt Ulrich I, erhob das Stift für jene Zeiten auf die höchste Stufe des Wohlstandes und Glanzes. Der kluge Prälat gewann durch seine treue Anhänglichkeit an Friderich den Schönen in dessen Wahlstreit gegen Ludwig den Baiern so sehr die Gunst des österreichischen Hauses, daß S. Blasien damals sowohl das Klösterlein Neuencell am Ibache, als den benachbarten Wallfahrtsort im Todtmoose von demselben zum Geschenke erhielt.

Zu diesen Erwerbungen fügte Abt Ulrich eine Reihe namhafter Ankäufe aus den Erträgnissen der Todtnauer Bergwerke, wovon schon seine Vorweser über 4000 Marken Silbers in ähnlicher Weise verwendet hatten. Und weil weder die Fehden der Gegenkönige in der Nähe spielten, noch bei der überwiegenden Stimmung des Volkes und Adels für das Haus Oesterreich eine gefährliche Parteiung die Ruhe des Landes störte, so war von der Kloster-Verwaltung dieses ausgezeichneten Abtes zuversichtlich noch eine glückliche und rühmliche Zukunft zu erwarten.

Das Glück aber ist falsch. In demselben Jahre 1322, wo die österreichische Partei durch die Niederlage von Müldorf einen so erschütternden Schlag erlitten, am Vorabende des Festes Philippi und Jacobi, brach im Gasthause zu S. Blasien unversehens Feuer aus, griff bei dem herrschenden Winde unwiderstehlich um sich und verzehrte in wenigen Stunden das Dach- und Innenwerk des Münsters, den Schlaf- und Speisesaal, die Küche, die Werkstätten, zwei Capellen, das Krankenhaus, die Bibliothek und Prälatur mit allen Wirtschaftsgebäuden des Klosterhofes!

Was der klösterliche Fleiß, Gelehrten- und Kunstsinn seit fünf Jahrhunderten geschaffen und aufbewahrt, die reichen Vorräthe, die ehrwürdigen Altertümer, der kostbare Kirchenschmuck, alle Chorbücher und beinahe der ganze Schatz der Bücherei, von den Birkenschriften der ersten Brüder bis auf die Manuscripte des Abts von Stadion, lagen in Schutt und Asche verwandelt; nur das Archiv war gerettet worden.

Ein Theil der obdachlosen Brüder fand im alten Klostergebäude jenseits der Steinach neben den Laienbrüdern eine nothdürftige Unterkunft, ein größerer Theil aber mußte sich nach den verschiedenen auswärtigen Cellen des Stiftes oder nach befreundeten Gotteshäusern begeben, während Abt Ulrich für möglichst schnelle Herstellung der nothwendigsten Wohnungen sorgte und den Neubau des Münsters, des Abteihauses, Schlaf- und Speisesaales begann. Das aber erschöpfte die Stiftscasse dermaßen, daß man sich durch Erhebung des halben Zehenten der sanctblasischen Pfarreien und andere dergleichen Mittel helfen mußte!

Somit bezeichnet das Brandunglück von 1322 einen neuen Abschnitt in der Geschichte von S. Blasien. Seit Erhebung der Albcelle zur selbstständigen Abtei bildeten einerseits ascetische Frömmigkeit und gelehrte Studien, wie andererseits irdischer Erwerb durch die Klosteröconomie und durch fromme Schenkungen der Wohlthäter, den vorherrschenden Character des Gotteshauses.

Da verursachten es die Wirren des großen Zwischenreiches, daß von Seiten der Gläubigen die Gotesgaben nachließen und von Seiten des Stiftes die Güterankäufe begannen, während die Mönche sich endlich aller Handarbeit entschlugen und den ernsten Chordienst zur hauptsächlichen Aufgabe machten.

Diese Veränderung aber vollendete sich durch den Klosterbrand. Die herrliche Bibliothek, welche von gelehrten Leuten so vielfach besucht gewesen, war untergegangen, die weitberühmte Klosterschule, wo so viele Jünglinge herangebildet worden, verlor auf langehin ihren Ruf, und dem damals in Folge des avignonischen Papsttums und deutschen Faustrechts allgemein hereinbrechenden Zerfalle des klösterlichen Lebens vermochte auch unser schwarzwäldisches Gotteshaus endlich nicht mehr zu entgehen.

Auf diese schlimmen Zeiten innerer Abnahme des Klosterwesens folgten die Gefahren, Erschütterungen und Verluste, welche das Stift von Außen her durch die Schweizerkriege, die Bauernempörung und Kirchentrennung, durch den Schwedenkrieg und die Hauensteiner Unruhen erlitt, wobei es zweimal (1525 und 1634) theilweise verwüstet und niedergebrannt wurde.

Der Raum gestattet uns nicht, hier eine Schilderung zu geben von all' den Verwickelungen, Processen, Drangsalen, Schäden und Einbußen, wozu S. Blasien während des 15ten und der folgenden zwei Jahrhunderte von seinem Geschicke verurtheilt war.

Dessen ungeachtet jedoch, so weit herabgekommen, wie die meisten anderen Klöster des Schwarzwaldes, war S. Blasien auch in seinen schlechtesten Zeiten nicht. Das mochte seinen Grund besonders darin haben, daß die Abtei fast lauter Vorsteher aus bürgerlichen Familien der Umgegend erhielt, welche schon von Hause aus strengere Lebensbegriffe und eine genauere Kenntniß der Orts- und Landesverhältnisse mit sich brachten, und nicht etwa, wie die adeligen Aebte anderwärts, einen schwelgerischen Hof hielten, sondern meistens eine umsichtige, geordnete und sparsame Wirtschaft führten, und mit gewissen-

hafter Aufsicht die klösterliche Oeconomie, Ordnung und Regelzucht zu handhaben wußten.

Das Stift S. Blasien sahe sich daher selten zu Güterverkäufen oder Geldaufnahmen genöthigt; es ließ keine Schulden anwachsen und erweiterte seinen Besitzstand fortwährend durch größere oder kleinere Erwerbungen von Gütern, Zehenten und Zinsen, Lehenschaften und Vogteirechten. So brachte dasselbe als Grundherr ein beträchtliches Gebiet zusammen, und erlangte endlich über einen schönen Theil davon auch die Reichsregalien, was dem Abte zu dem Range eines Landesherrn und Reichsfürsten verhalf.

Dieses war ein Ersatz für die früher eingebüßte Reichsfreiheit des Stiftes. Denn die sanctblasische Klostervogtei hatten anfangs von reichswegen die Bischöfe zu Basel (durch ihren Untervogt) und hierauf die Zäringer verwaltet, mit deren Erbe sie an die Grafen von Freiburg und sofort an die Herzoge von Oesterreich übergieng, unter denen die Reichslehenbarkeit der Vogtei erlosch.

Durch die mißlichen Zeitverhältnisse genöthigt und durch die wachsende Glorie des Hauses Oesterreich geblendet, erkannte S. Blasien im Jahre 1371 die Herzoge als seine „obersten und erblichen Vögte und Schirmer“ an, obwohl es den Verlust der Reichsfreiheit höchst schmerzlich empfand.

Von dem an kamen die stiftischen Besitzungen im Breisgau und in der Grafschaft Hauenstein (namentlich der alte Zwing und Bann mit den Thälern Schönau und Todtnau, wie die später theils eigentümlich, theils pfandschaftlich erworbenen Herrschaften von Gurtweil, Staufen oder Kirchhofen und Oberried oder S. Wilhelm) sämmtlich unter die österreichische Landeshohheit zu stehen.

Das Stift ruhte aber nicht, bis es die verlorne Reichsfreiheit wieder errungen hatte. Und hiezu war durch seine vier Aemter Bonndorf, Betmaringen, Blumeneck und Gutenberg in der reichslehenbaren Landgrafschaft Stülingen der Weg gebahnt.

Denn als das gräfliche Haus von Lupfen, welchem die Landeshohheit über diese Gebiete zustund, im Jahre 1582 erlosch, gelangte dieselbe durch kaiserliche Verleihung an die Marschalle von Pappenheim, deren Geldverhältnisse sich aber so verschlimmerten, daß sie genöthigt waren, dem Abte von S. Blasien über diejenigen Besitzungen im Stülingischen, wo er bereits Grund- und Niedergerichtsherr war, die Reichsregalien, d. h. die hochgerichtliche und hochforstliche Oberigkeit mit der Geleits- und Lehensgewalt, für die Summe von 116,500 Gulden verkaufsweise abzutreten.

Diese Kaufhandlung geschah im Jahre 1612, nachdem der Abt schon 1609 den lupfischen Allodialerben von Mörsberg, welche tiefst in Schulden steckten, die Grundherrschaft Bonndorf um 240,000 Gulden abgekauft. Hiedurch zerfiel das alte stülingische Grafschaftsgebiet in zwei Hälften, in die pappenheimische, welche den Namen der „Landgrafschaft Stülingen" fortbehielt, und in die sanctblasische, welche man die „stiftischen Reichsherrschaften" oder kurzweg die „Grafschaft Bonndorf" zu nennen pflegte.

Die erstere gelangte 1639 erbweise an die Grafen von Fürstenberg, die letztere aber theilte das Stift in die vier Aemter Bonndorf, Betmaringen, Blumeneck und Gutenberg, und verlieh denselben 1711 eine gemeinschaftliche (aus den früheren „Oeffnungen" zusammengesetzte) Landesordnung von 29 Titeln und 176 Paragraphen.

Dergestalt gelangte S. Blasien völlig in den grund-

und landesherrlichen Besitz zweier Drittel der alten Grafschaft Stülingen, was dem damaligen Abte Martin I die Grundlage darbot, worauf er den reichsfürstlichen Rang zu erlangen suchte.

Dieses Bestreben fand jedoch mehrfache Schwierigkeiten, und es wurde dem Prälaten im Jahre 1614 vorerst nur die kaiserliche Belehnung mit den landesherrlichen Befugnissen und Regalien über die Herrschaft Bonndorf ertheilt, deren Unterthanen ihm sofort die Huldigung leisteten.

Martins Nachfolger, Abt Blasius II, suchte im Jahre 1638, auf jene kaiserliche Belehnung hin, Sitz und Stimme am schwäbischen Kreistage und in der Reichsversammlung zu erhalten, die Wirren des 30jährigen Krieges aber vereitelten dieses Bestreben. Erst dem Abte Franz I konnte es gelingen, seine Aufnahme in das schwäbische Grafencollegium mit Sitz und Stimme durchzusetzen; und erst Abt Franz II wurde 1746 für sich und seine Nachfolger zum Reichsfürsten mit allen Prärogativen dieser Würde erhoben.

Von dem an lautete der Titel des Prälaten: „Wir, des heiligen römischen Reiches Fürst und Abt zu S. Blasien auf dem Schwarzwalde, Herr der Reichsgrafschaft Bonndorf und der vorderösterreichischen Herrschaften Staufen und Kirchhofen, wie auch zu Gurtweil und Oberried, der kaiserlichen Majestät erblicher Erzhofcaplan in den vorderen Landen und des dortigen Prälatenstandes jeweiliger Präsident.“

Wie wir gesehen, hatte S. Blasien seinen Land- und Güterbesitz zunächst durch die frommen Vergabungen der Kaiser und Könige, der Fürsten und des Adels, sodann weiter durch wohlberechnete Ankäufe und Umtausche erworben; daneben aber betrieb das Stift einen ausgedehnten systematischen Landbau, in-

dem es viele Neureuten und Maierhöfe anlegte, welche geeignet waren, der ganzen Umgegend als Musterwirtschaften zu gelten.

Und hier bewährte sich die Anstalt der Laienbrüder ebenso trefflich, wie in der Bauhütte und in den Werkstätten des Stiftes, aus denen nicht nur alle Arbeiten des Handwerks, sondern auch schöne Erzeugnisse der Kunst hervorgiengen, wovon der zweite Münsterbau, einige alten Miniaturgemälde, Steinbilder und liturgischen Gewänder des 13ten und nächsten Jahrhunderts ein sprechender Beweis sein dürften.

S. Blasien besaß in seinem Gebiete sehr ausgedehnte Wildnisse und Einöden; diese uncultivierten Landstrecken allmählig urbar und ergiebig zu machen, mußte demnach ein hauptsächliches Augenmerk der Stiftsverwaltung sein. Solches konnte aber mit blosen Leibeigenen und Knechten, denen es entweder an Satz oder an Fähigkeit und Ausdauer gemangelt hätte, nicht bewerkstelligt werden; dazu bedurfte es einer organisierten Gesellschaft von Leuten, welche im unbedingten Gehorsame ihrer Obern stunden, die nöthigen Anweisungen und Mittel erhielten, und sich sowohl durch ihr Gelübde, als ihr Interesse, für alle Lebenszeit an das Stift geknüpft sahen.

Nur auf diese Weise war es möglich, in den rauhen, entlegenen und unwegsamen Gegenden des sanctblasischen Schwarzwaldes neue Maierhöfe zu gründen und zu bewirten, nachdem bei der hohen Ausbildung des Benedictiner Ordens jene ursprünglich seinen Bekennern auferlegte Pflicht, sich den nöthigen Lebensunterhalt mit eigener Hand zu verschaffen, zu einer nothwendigen Arbeitstheilung geführt.

Denn alle mit der Priesterweihe versehenen Brüder, welche neben dem Chordienste den gelehrten Stu-

dien oder literarischen und künstlerischen Arbeiten oblagen, hatte man von der Führung des Pfluges und der Schaufel entbunden und solche ausschließlich den Laienbrüdern übertragen.

Umsichtige und betriebsame Aebte erlasen in den stiftischen Einöden die zum Anbaue geeigneten Plätze und schickten zur Beurbarung derselben etliche Laienbrüder dahin. Diese mit dem nöthigen Vieh, Geschirre, Frucht- und Futtervorrathe versehenen Klosterknechte errichteten sofort eine Hütte und begannen die Anlage eines Maierhofes. Da wurde dann geschwändet, gereutet, gebrandet, umgebrochen und eingesät, wie es das rauhe Erdreich erforderte, und wenn die Elemente manche Arbeit wieder verdarben, dieselbe von Neuem ausgeführt, bis der Anbau einen sichern Halt gewann.

Die zähe Ausdauer und strenge Ordnungsmäßigkeit der laienbrüder'schen Einrichtung, bei dem systematischen Betriebe ihrer Arbeit, führte dann zu Erfolgen, wie sie anders schwerlich zu erreichen waren. Denn die Bruder- oder Mönchshöfe erweiterten sich bald an Gebäulichkeiten, Viehstand und Baugelände, und in Gegenden, wo dieselben von fremdem Grundbesitze unterbrochen oder eingeengt lagen, suchte man sie vermittelst entsprechender Ankäufe oder Austausche zu vervollständigen und abzurunden.

Als sich später die landwirtschaftlichen Verhältnisse von S. Blasien mehrfach änderten, ließ das Stift seinen Selbstbau allmählig eingehen, indem es die Bruderhöfe entweder ganz oder zerschlagen an einheimische und auswärtige Uebernehmer verlieh, wodurch die Anstalt der Laienbrüder ihren umfassenden Zweck verlor und sich auf einen Rest von Arbeiten des Handwerkes und Hausdienstes beschränkte.

Hatte demnach ein großer Theil des rauhesten und

ödest gelegenen Schwarzwaldes seine landwirtschaftliche Cultivierung dem Kloster S. Blasien zu verdanken, so reihen sich hieran die weiteren Verdienste, welche sich dasselbe durch seine Schule und Seelsorge um die geistige und religiöse Cultur dieses Erdenwinkels, wie durch seine gelehrten und artistischen Leistungen um Kunst und Wissenschaft überhaupt erworben.

Schon seit dem 11ten Jahrhunderte war die sanctblasische Klosterschule wegen ihrer trefflichen Lehrer zahlreich besucht, und von den Pfarreien des Stiftes wurden viele durch dessen Conventherren versehen. Zu allen Zeiten aber, auch in den traurigen des 14ten und folgenden Jahrhunderts, wo ein übertriebener, geisttödtender Chordienst den größten Theil des Tages in Anspruch nahm, selbst in diesen Zeiten gab es zu S. Blasien immer noch einige gelehrten Männer, welche verdienstvolle Arbeiten hinterließen.

Wir haben gesehen, wie schon in der Albcelle einige Brüder es verstunden, Bücher zu copieren und geschichtliche Aufzeichnungen abzufassen; und wie schon unter den ersten Vorstehern der Abtei die Gelehrsamkeit und Literatur zur erfreulichsten Blühte gelangten. Wer würde es wohl ohne sichern Nachweis glauben, daß tief in der Wildniß des Schwarzwaldes, schon zu Zeiten der sächsischen und fränkischen Könige, nicht allein die griechische Bibel, sondern auch die Naturgeschichte des Plinius abgeschrieben worden!

Aus der Schule von S. Blasien sind Männer hervorgegangen, welche im stillen Heimatkloster, oder anderwärts in Gotteshäusern, oder im öffentlichen Leben, wie später an Gymnasien und Universitäten, als Lehrer, Gelehrte, Schriftsteller und Vorsteher ebenso löblich, als thätig und erfolgreich gewirkt.

Die Reihe derselben hat sich bis zur Aufhebung des

Stiftes in steigernder Anzahl fortgesetzt, wodurch das Verzeichniß sanctblasischer Verfasser von größeren und kleineren Werken, deren die meisten ungedruckt geblieben, auf mehr als hundert angewachsen.

Die namhaftesten davon waren in der ersten Periode der gelehrte Abt Werner I (von 1045 bis 1068), welcher „über die heilige Dreieinigkeit" geschrieben; der berühmte Berchtold von Constanz, Verfasser eines Handbuches für die studierende Jugend, verschiedener kirchlicher Streitschriften und der Fortsetzung zur Chronik Hermann des Lahmen (seit 1054); Bruder Konrad, zum Abte des Klosters Muri postuliert (um 1145), dessen Gründungsgeschichte derselbe verfaßte, wie die Chronik der sanctblasischen Celle zu Bürgeln; Abt Werner II (seit 1170), von dem eine „Blumenlese aus den heiligen Vätern" herrührt, die er seinen Mönchen in die Hand gab, um deren weltliche Lectüre zu verdrängen, und Abt Otto (seit 1223), als Fortsetzer der hohenstaufischen Geschichte des Bischofs von Freisingen.

Bald nach Otto's Zeit machte das große Zwischenreich durch seine Gefahren und Drangsale die sanctblasische Muse verstummen, und erst der Klosterbrand von 1322 rüttelte die Mönche wieder zu einiger gelehrten und literarischen Thätigkeit auf.

So setzte damals ein ungenannter Conventherr aus geretteten Bruchstücken der Bibliothek eine Geschichte des Stiftes vom Entstehen desselben bis 1125 zusammen, während Bruder Otto von Krotzingen eine allgemeine Chronik von Christi Geburt bis 1332 verfaßte, wie der Bruder Johann von Ochsenhausen eine Chronik der Stiftsäbte bis 1385.

Nach diesen und einigen geringeren Arbeiten trat aber jene lange Zeit der Abnahme von S. Blasien ein, deren wir bereits erwähnt haben, wo die Kloster-

schule in Zerfall gerieth, die Bibliothek unbenützt im Staube liegen blieb und die gelehrten Beschäftigungen beinahe gänzlich erloschen.

Erst mit dem 16ten Jahrhunderte fieng es daselbst wieder an, literarisch zu tagen. Der Schulaufseher Letsch verfaßte die Jahrbücher des Stiftes von 1519 bis 1530, und der treffliche Abt Caspar I eine vollständige Beschreibung und Geschichte desselben bis zum Jahre 1557. Dies meisterhafte in einem starken Folianten bestehende Werk ist leider, wie so manche Arbeit der S. Blasier, ungedruckt geblieben.

Caspars nächste Nachweser sorgten löblich für die Schule und die Bücherei des Stiftes, und nur die Wirren und Gefahren des 30jährigen Krieges vermochten es, die Musen auf einige Zeit aus S. Blasien zu verscheuchen. Sobald aber der Frieden zu Stande gekommen, thaten sich daselbst wieder mehrere Conventherren als Lehrer und Schriftsteller hervor.

S. Blasien hatte nach Gründung der Hochschule zu Salzburg im Jahre 1622 die Einrichtung des Studiums alldort übernommen und seither wirkten mehrere seiner Conventualen als Professoren an der neuen Universität, deren Stiftungsgeschichte der Pater Endel geschrieben, mit schönem Erfolge, während sich daheim die wissenschaftlich und literarisch thätigen Männer wieder ansehnlich vermehrten.

Der fruchtbarste sanctblasische Schriftsteller jener Zeit war Pater Gumpp, welcher im Jahre 1763 verstarb, wenige Monate nach dem Hingange seines Mitconventualen Herrgott, mit dessen gelehrten Leistungen ein neues Aufblühen der wissenschaftlichen Bestrebungen von S. Blasien begann.

Diese glänzende Periode wurde herbeigeführt durch die Verpflanzung des Geistes der Congregation von

S. Maurus zu Paris nach dem schwarzwäldischen Stifte, wo bisher meistens eine schwerfällige, wenig kritische und in ihrer pedantischen Form häufig gegen den guten Geschmack verstoßende Gelehrsamkeit geherrscht. Eine feinere, umfassendere, gründlichere und geschmackvollere Bildung sollten die gelehrten Blasianer erst aus der französischen Schule erhalten.

Die Benedictiner in Frankreich hatten sich nämlich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts zu einer gründlichen Reform ihres Ordens vereinigt, zu der „Congregation des heiligen Maurus“, worin sofort eine Gelehrsamkeit gepflegt wurde, deren Studien und Arbeiten alle Richtungen der Wissenschaft, besonders aber die Kirchengeschichte verfolgten. Und es bildeten sich darin Männer heran, wie ein Chantelon, d'Achery, Germain, Mabillon und Montfaucon, gelehrte Forscher und Sammler von bewundernswerther Ausdauer, Umsicht und Gründlichkeit.

Aus dieser trefflichen Schule, wohin Pater Herrgott mit etlichen Genossen zur weitern Ausbildung in den Wissenschaften geschickt worden, brachten dieselben den Geist und das Streben für umfassende Sammlung und für gründliche Erforschung der historischen Quellen in ihr Heimatstift zurück, wo sofort eine gelehrte und literarische Thätigkeit begann, welcher man die schätzbarsten Schriften verdankt.

Mit richtigem Blicke hatte der damalige Fürstabt den Pater Herrgott zum Bibliothekare und den Pater Wülberz zum Archivare seines Stiftes ernannt. Diese beiden Männer, neben ihrem jüngeren Genossen Heer, arbeiteten erfolgreichst an geschichtlichen Werken über das Stift S. Blasien, das Bischtum Constanz und das Haus Oesterreich, während andere Conventherren die philosophische und theologische Wissenschaft betrieben.

An diese Wiederhersteller der sanctblasischen Gelehrsamkeit reihte sich alsdann Gerbert mit seinen Genossen Linder, Kreuter, Ussermann, Neugart und Eichhorn an, wodurch sich eine Gelehrten-Academie und eine historische Schule zu S. Blasien bildete, deren Ruhm weit über die Gränzen Deutschlands reichte und dem schwarzwäldischen Gotteshause einen bleibenden Namen in der Literaturgeschichte erwarb.

Zweiter Abschnitt.

Gerberts Abkunft, Jugend und Reisen.

Zur Zeit der Reformation, wo auch die Bischofsstadt Basel vom alten Glauben abfiel, verließ die dortige Patricierfamilie der Gerbert von Hornau ihre Heimat und wanderte in's Vorderösterreichische aus, um sich zu Horb am Neckar, in der niedern Grafschaft Hohenberg, haushäblich niederzulassen. Dieser Familie, welche der Kirche und dem Staate schon bisher manchen trefflichen Diener gegeben, verdankte der am 12ten August 1720 geborne Martin Gerbert seine Herkunft und erste Erziehung.

Die daheim und in der städtischen Schule erhaltene Grundlage seiner Bildung war jedenfalls eine sehr tüchtige, obgleich der Knabe unter ganz bescheidenen Verhältnissen seiner Aeltern heranwuchs; denn neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen umfaßte sie besonders auch einen sorgfältigen Unterricht in der Religion und in der Musik.

Aus seiner Vaterstadt kam der junge Gerbert in die niedere Schule nach Ehingen an der Donau, aus dieser in die Lateinschule nach Freiburg im Breisgau, welche damals von den Jesuiten geleitet wurde,

hierauf nach Klingenau im Argau und endlich nach S. Blasien im Schwarzwalde, wo die vortreffliche Organisation des Klosters einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sich entschloß, daselbst in den Orden zu treten.

Dieses geschah im Spätsommer 1736 und nach einem kurzen Noviciat wurde Gerbert am 28sten September des folgenden Jahres, als kaum 17jähriger Jüngling, zur Profeßablegung zugelassen. Nach Absolvierung des philosophischen Curses begann er das Studium der Theologie mit entschiedenem Eifer und erhielt am 30sten Mai 1744 die Priesterweihe.

Schon während dieser Vorbereitungsjahre erregte sein Talent eben so großes Aufsehen, als sein unermüdlicher Fleiß die allgemeine Bewunderung. Neben den verschiedenen theologischen Specialfächern betrieb er mit besonderer Vorliebe das Studium der Geschichte, der römischen und griechischen Classiker, wie des Hebräischen, doch ohne seinen Eifer für die neueren Sprachen und die Musik dadurch einzuschränken.

Der damalige Fürstabt Meinrad hatte die trefflichen Anlagen des jungen Gerbert frühe erkannt und pflegte sie väterlich. Er übertrug ihm das Klosteramt zuerst der philosophischen, alsdann der theologischen Professur, welche derselbe zehn Jahre lang mit seltener Liebe und Sorgfalt verwaltete. Durch treffliche Auswahl und Heranbildung junger Kräfte arbeitete Pater Martin damals schon für die Ausführung der Idee, daß das Stift S. Blasien zu einer ähnlichen Wirksamkeit erhoben werde, wie solche die Congregation der Mauriner in Frankreich entfaltete.

Bald nach Uebernahme des theologischen Lehramtes wurde Gerbert von seinem Gönner auch mit der Beaufsichtigung und Leitung der Klosterbibliothek be-

traut, was für seine wissenschaftliche Strebsamkeit ein besonders glücklicher Vorschub war. Denn unter den Büchern lebte derselbe in seinem Elemente, indem er über den ganzen Reichtum unschätzbarer Quellen verfügte, welchen der Fleiß seiner Vorgänger seit dem Brande von 1322 zusammen getragen.

Abt Meinrad sah mit Freuden die Fortschritte seines Günstlings und ließ ihn zur weitern Ausbildung reisen, später auch in mancherlei Geschäfte einweihen, wodurch der eifrige und edelgesinnte junge Pater eigentlich zu seinem Nachfolger herangezogen ward.

Diese für seine Bestrebungen so vortheilhafte Stellung benüzte Gerbert in fleißigster und ergiebigster Weise; zunächst für eine Reihe quellenmäßiger Forschungen auf dem Felde der ältern, wie der mittelalterlichen Kirchen- und Profangeschichte, alsdann zur Vorbereitung auf die beschlossenen gelehrten Reisen. Denn hier handelte es sich darum, die bereits gesammelten Materialien zu den unternommenen Werken über „die alte Liturgie von Alemannien“ und über „die Kirchenmusik“ möglichst zu vervollständigen.

Zu dem ersten dieser beiden weit aussehenden Unternehmen veranlaßte ihn der Umstand, daß in Deutschland die Geschichte der Liturgie nur gelegentlich behandelt war, während dieselbe in anderen Ländern schon bedeutende Bearbeiter gefunden.

Gerbert faßte daher den Plan, zunächst für sein alemannisch-schwäbisches Heimatland diesen Stoff zu bearbeiten, wozu ihm die sanctblasische Bibliothek schon ein reiches Material an die Hand gegeben. Er wollte sich aber nicht darauf beschränken, sondern besuchte und durchforschte alle Handschriften- und Büchersammlungen weit und breit umher.

In Betreff des andern Unternehmens schrieb er sel-

der: „Die Liebe zur Musik habe ich mit der Muttermilch eingesogen und die Erlernung dieser Kunst von Jugend auf betrieben, auch alsdann noch, wie mich schon die strengeren Studien beschäftigten. Zur Ausführung des früh gefaßten Planes aber, eine Musik-Geschichte zu bearbeiten, hat mich der kostbare Codex von S. Georgen angefeuert, welcher die fünf Bücher des heiligen Severin de musica nebst weiteren dergleichen Abhandlungen enthielt und jüngst nach S. Blasien verbracht worden war, um daselbst unter die Presse zu gelangen."

Seine erste Reise unternahm Gerbert im Jahre 1759 nach Frankreich, wo er sich Paris zum Hauptziele bestimmte, um die dortigen Bibliotheken zu benützen und die dortige Gelehrtenwelt kennen zu lernen. In den Jahren 1760 und 1761 aber bereiste er ganz Alemannien und Schwaben nebst einem Theile von Baiern, wie im Jahre 1762 auch ganz Italien, wo ihn das ewige Rom monatelang festhielt.

Der gelehrte Pater reiste aber nicht blos als Geschichtsforscher und Quellensammler; er verstand es ebenso gut, in den Herzen, wie in den Büchern zu lesen, und brachte als weitern Gewinn seiner Fahrten und Wanderungen eine reiche Kenntniß der Menschen und eine gewandte Sicherheit des Umganges nach der Heimat zurück.

Die französische Reise trat unser Pater bei Breisach an, von wo derselbe über den Rhein sezte und sich durch's Vogesengebirge nach dem Kloster Moyen-Moutier begab. Hier kam es zwischen ihm und dem Abte zu einer eingehenden Unterredung über die theologischen Streitigkeiten in Frankreich.

Sodann führte sein Weg nach dem Stifte Flavigni, mit dessen berühmten Abte Ceillier er seit Län-

gerem in gelehrtem Briefwechsel gestanden. Dieser treffliche Prälat ertheilte ihm einen Empfehlungsbrief nach Paris, was ihm höchst erwünscht war, da er von Hause aus keinen mitgebracht.

Gerbert wurde daher von den Maurinern mit Vorsicht behandelt und wiederholt auf die Probe gestellt. Zuerst wollte man seine Ansicht über die ultramontane Frage (de controversiis, quas ultramontanas vocant) von ihm wissen. Da entgegnete er: „Ihr Herren Franzosen werdet gleich zu hitzig, daher dürfte ein Deutscher von kälterm Blute geeignet sein, sich in's Mittel zu legen", und erklärte sofort seine Gedanken von der gemeinschaftlichen Gewalt zwischen den Oberhirten der Kirche, dem Papste nämlich, den Erzbischöfen und den Bischöfen.

Gerbert meinte, ein Widerstreit der Ansichten in dieser hochwichtigen Frage könnte endlich zu einer Kirchenspaltung führen, wie schon unter den Aposteln selber der Streit geherrscht, welchem von ihnen der Vorrang gebüre. Sei denn Christus getheilt? Wir sollten vor Allem den himmlischen Vater bitten, daß er uns einig erhalte. Auch die strengsten Verteidiger der gallicanischen Freiheiten hätten den römischen Stul als den Mittelpunkt solcher Einigkeit anerkannt; es sei sonnenklar, was die Logik aus dieser Anerkennung zu folgern habe.

Sofort gieng man unserm Pater wegen des Jansenismus zu Leibe, dessen Lehre er in seinen Schriften so scharf mitgenommen. Die Mauriner meinten, derselbe sei ein bloßes Hirngespinnst, wogegen Gerbert bemerkte, daß in Deutschland eben diejenigen als „Jansenisten" bezeichnet würden, welche die jansen'schen und quesnel'schen Ansichten verteidigten.

Damit aber war die Prüfung noch nicht zu Ende;

man zog die Bulle Unigenitus herbei, von welcher Gerbert behauptet hatte, sie gelte in der Kirche für angenommen. Aus dieser Klemme half sich der Pater mit dem Einwurfe, daß die französischen Bischöfe die Geltendmachung derselben neuestens ja noch heftiger betrieben, als der Papst selber; denn soeben habe der Erzbischof von Paris einem Sterbenden, welcher sich geweigert, die Bulle anzuerkennen, die Sacramente vorenthalten lassen!

Endlich wurde unserm Pater in der Bibliothek von S. Germain ein mit tironischen Zeichen geschriebenes Psalmbuch vorgelegt, worüber derselbe etwas stuzte, da ihm bisher noch keine solche Schrift zu Gesichte gekommen. Da aber plötzlich erinnerte er sich einer Abzeichnung davon und rief erfreut: „Ach, das sind ja tironische Noten.“ Dergestalt verscheuchte Gerbert das Mißtrauen der Mauriner gegen ihn und erwarb sich deren aufrichtiges Lob und Wohlwollen.

Nachdem Pater Martin die verschiedenen Bibliotheken in Paris durchgemustert und mit mehreren Gelehrten in nähere Verbindung getreten, kehrte er über Compiegne, Clairveaux, Luxeul und Remirmont nach dem Elsaße und von da über Tann, wo er das alte Münster mit dem schönen Thurme „als einen kurzen Inbegriff des Straßburger Domes“ bewunderte, in seine Heimat zurück.

Die Anschauung, welche sich der aufmerksame und umsichtige Pater während dieser Reise über das französische Wesen gebildet, legte er in den Worten nieder: „Ungeachtet der flüchtigen Gemüthsart der Franzosen gibt es unter denselben doch viele Gelehrten, welche das Feld ihrer Wissenschaft mit bewunderns-werther Gründlichkeit, Mühe und Ausdauer bearbeiten, wovon die Mitglieder der maurinischen Congregation ein erhebendes Beispiel gewähren.“

„Alsdann findet man bei diesem Volke in hohem Grade die Tugend der Höflichkeit und Leutseligkeit, wie besonders auch eine aufrichtige Gefälligkeit gegen Diejenigen, deren Achtung und Freundschaft ihnen von Werth ist. Es herrscht unter den Franzosen zwar die größte Freiheit im Umgange, aber ohne Ueberschreitung der Gränzen des Anstandes, und allenthalben sind ihre Gelehrten gegen fremde Standesgenossen sehr zugänglich und mittheilsam."

Von viel weiterer Ausdehnung, als diese französische war die Reise unseres Paters durch Alemannien, wobei es sich darum handelte, die Materialien zu einem ausführlichen Werke über die alte Liturgie dieses bedeutenden Theiles von Deutschland zu sammeln. Wohl vorbereitet und durch den Cardinal-Bischof von Rodt zu Mersburg, welcher ihm überhaupt für sein Unternehmen die ersprießlichste Förderung angedeihen ließ, mit Empfehlungsbriefen versehen, trat Gerbert dieselbe an, voll Begierde nach den literarischen Schätzen, die seiner warteten.

Von Zurzach aus bereiste er in fünf großen Touren die alemannischen Gaue, zunächst die nördliche Schweiz, über Zürich, Zug und S. Gallen; hierauf Oberschwaben, über Lindau, Isni, Kempten, Augsburg, Ulm und Constanz; sodann Niederschwaben, über Rotweil, Tübingen, Stuttgart, Pforzheim, Karlsruhe und Baden; endlich das Elsaß und Breisgau, über Straßburg, Schletstadt, Colmar und Ensisheim, von da über Breisach, Freiburg, Basel und die vier rheinischen Waldstädte.

Alle Bibliotheken der Städte, Hochstifte und Klöster im Bereiche dieser Touren wurden von Gerbert umsichtig durchforscht und ausgebeutet, eine Menge römischer und deutscher Altertümer, als Steinin-

schriften, Mauerwerke, Kirchen und Kirchenkleinode, alte Manuscripte, Bücherdrucke, Miniaturen und dergleichen untersucht, abgezeichnet oder beschrieben, mit einer kritischen Genauigkeit, welche man heute noch als musterhaft anerkennt.

An die alemannische Reise schloß sich ein Ausflug des Paters nach Baiern und Oesterreich, zu welchem derselbe veranlaßt wurde, nachdem er sich schon herzlich gefreut, in der Abgeschiedenheit des heimatlichen Stiftes seine gesammelten Schätze zu sichten, zu ordnen und zu verarbeiten.

Es hatte ihn nämlich der Domherr von Garampi, Vorstand des päpstlichen geheimen Archives zu Rom, während seines Aufenthaltes in Deutschland, zu S. Blasien besucht und war auf dessen Studierstube, wie auf einer gemeinschaftlichen Fahrt durch den Schwarzwald, durch die benachtbarte Schweiz und das Breisgau, in eine vertrautere Bekanntschaft mit demselben getreten, was nun dazu führte, daß Gerbert über München, Tegernsee, Regensburg und Salzburg mit seinem Freunde im Kloster Melk wieder zusammentraf und in dessen Gesellschaft sofort die östereichische Kaiserstadt besuchte, wo er schon seit längerer Zeit verweilt hatte.

In Wien verbrachten die Beiden mehrere Tage mit einander. Sie besuchten fleißig die kaiserliche Bibliothek und machten bei ihrer Trennung aus, sich in Rom wieder zu treffen. Hierauf begab sich Garampi nach Frankreich und Gerbert nach Italien.

Durch seine italienische Reise bezweckte unser Pater vornehmlich, die Metropole der katholischen Welt, das „ewige Rom" mit seinen Gelehrten und Bibliotheken kennen zu lernen und für das Werk über die Kirchenmusik zu sammeln. Er nahm seinen Weg

über Innsbruck, Brixen, Trient, Roveredo, Verona, Padua, Venedig und Bologna.

In dieser leztern Stadt machte Gerbert einen längern Aufenthalt, um seinen gelehrten Freund, den Franziskaner Pater Martin, zu besuchen. Er war mit demselben schon seit längerer Zeit in lebhaftem Briefwechsel über die Geschichte der Tonkunst gestanden, und jezt wurde dieselbe näher besprochen. Das Ergebniß dieser Zusammenkunft beider Männer konnte für ihre Werke nur von großer Förderung sein.

„Ich erstaunte“, bemerkt Gerbert in seiner Reisebeschreibung, „bei der Anzal von 17000 Autoren über die lehrende und ausübende Tonkunst, welche dieser fleißige Mann gesammelt. Nichts desto weniger aber, ohne Ruhmsucht gesagt, habe ich demselben aus meiner meistens in deutschen Bibliotheken gemachten Sammlung noch mehrere Verfasser an die Hand gegeben, deren Schriften nach meinem Dafürhalten besser zur Sache dienen konnten, als Manches aus seinem eigenen Vorrathe. Denn wir verglichen unsere Schätze und theilten sie wechselweise einander mit.“

In Rom, dem ersehnten Hauptziele seiner italienischen Reise, verweilte Gerbert beinahe ein volles Vierteljahr, machte in der großen vaticanischen, wie in den anderen bedeutenden Bibliotheken eine unerwartet reichliche Ausbeute und zog die Aufmerksamkeit literarischer Kreise auf sich. Der einfache, bescheidene Sanctblasier hatte in Folge dessen das Glück, mit den ersten Gelehrten der Stadt bekannt zu werden, selbst mit Braschi, dem Geheimschreiber des Papstes, welcher später als Pius VI den heiligen Stul bestieg.

Dieser große Freund der Künste und Wissenschaften besuchte unsern Pater Martin in seinem Hospiz bei S. Calist öfters und verbrachte manche Stunde in

gelehrtem Verkehre mit ihm. Braschi war ein besonderer Freund und Patron der Benedictiner, und diesem Umstande schrieb Gerbert in seiner Bescheidenheit die ehrende Aufmerksamkeit zu, womit er während seiner italienischen Reise von einem so hohen päpstlichen Beamten berücksichtigt wurde.

Von Rom trieb ihn eine lebhafte Begierde zunächst nach Monte Cassino, der Heimat seines Ordens, wo der heilige Benedict die Regel desselben niedergeschrieben, sodann aber nach Neapel, nicht sowohl wegen der weltberühmten Lage dieser Stadt, als vielmehr wegen den Trümmern von Herculanum, welche damals schon alle Altertumsfreunde in hohem Grade interessierten.

Mit der ganzen Lust und Liebe eines archäologischen Forschers besuchte Gerbert diese merkwürdigen Ueberbleibsel einer untergegangenen Welt, und schrieb eine ziemlich ausführliche Schilderung davon nieder. Nachdem ihm sodann das Vergnügen noch zu Theil geworden, den alten gelehrten Mazzochi persönlich kennen zu lernen, begab er sich über Florenz, Modena und Mailand wieder nach Hause.

In einem Schreiben des Paters Heer vom 16ten September 1763 lesen wir in Betreff dieser Reisen: „Unser Pater Martin hat sich ein Vierteljahr in Rom aufgehalten, noch länger aber in Wien, und inzwischen auch Neapel und Montecassino besucht. Seine autores de musica inediti sind auf 50 angelaufen, er ediert aber nur die Hälfte davon.“

Gerbert hatte während seiner Reisen ein genaues Tagebuch geführt, welches nach dessen Zurückkunft vom Prälaten und von mehreren Conventualen gelesen wurde und bei ihnen den lebhaften Wunsch erweckte, daß es in eine eigentliche Reisebeschreibung umgearbeitet

werden möchte. Er unternahm diese Arbeit und veranstaltete hernach ihren Druck.

Dieses Buch ist ausschließlich für Gelehrte geschrieben, denn es handelt nur von Bibliotheken, Handschriften, Incunabeln, Urkunden, römischen und mittelalterlichen Inschriften und dergleichen Altertümern, von berühmten und verdienten Männern der Kunst und Wissenschaft, ihren Werken und Bestrebungen. Den hauptsächlichen Zweck desselben aber gibt der Verfasser in folgenden Worten an.

„Wir haben es unternommen, von den Städten und Klöstern, wohin uns unsere Reisen geführt, und von den Gelehrten, welche wir auf denselben kennen und schätzen gelernt, Etwas nieder zu schreiben. Es geschah vornehmlich in der Absicht, die Unserigen dazu aufzumuntern, sich mit dauerhaftem Fleiße und geschickter Auswahl der Kunst und Wissenschaft zu widmen, den alten scholastischen Schulstaub von sich zu schütteln und die bisherigen scheingelehrten Zänkereien zu unterlassen, aus denen für Staat und Kirche niemals ein Vortheil zu erwarten steht."

Noch hatte dieses Werk die Presse nicht verlassen, als der väterliche Gönner und Beschützer des Verfassers, der Fürstabt Meinrad, mit Tode abgieng. Ueber die Wahl des neuen Abtes konnte man im Stifte keinen Zweifel hegen; denn Pater Martin war zum Nachfolger des Verstorbenen nicht nur gleichsam herangebildet worden, sondern ohne alle Frage für diese Stellung auch der würdigste und tauglichste unter den sanctblasischen Capitularen.

„Wollte man", schreibt Kästle, „einen Vorsteher von ernster Frömmigkeit und einflußreichem Ansehen, so mußte man Gerbert wählen, und wollte man den wissenschaftlichen Ruhm des Stiftes erhalten und erhöhen,

so mußte man ihn im Auge haben, dessen gelehrter Ruf sich bereits weit über die Gränzen seines Vaterlandes ausgedehnt." Und so geschah es denn, daß am 15ten October 1764 der Conventherr Martin Gerbert aus der Wahlurne hervorgieng.

Dergestalt wurde Gerbert schon in seinem 45sten Lebensalter zum Range eines deutschen Reichsfürsten erhoben. Er war der 46ste Abt des Stiftes S. Blasien und führte als solcher den Namen Martin II. Aber diese glänzende Erhebung bewirkte in seinem einfachen, bescheidenen Wesen keine Aenderung; Gerbert blieb der gleiche sanfte und leutselige Mann auch im Fürstenmantel, wie er's im schlichten Mönchshabit gewesen.

Ueberblicken wir nun den Zeitraum der 28 Jahre, welche unser Pater von seinem Eintritte in's Kloster S. Blasien bis zu seiner Wahl mit Studien, Lehrämtern, Reisen und Abfassung gelehrter Werke zugebracht, so begegnet uns die freudige Erscheinung, wie das wahre Talent sich überall seine Bahn zu brechen weiß; wie aber ein von Nahrungs- und Familiensorgen befreites, strenggeordnetes und ruhiges Leben ihm die Muße zu Schöpfungen verschafft, welche ohne dieselbe nicht wohl möglich wären.

So sind jene Riesenwerke der Bollandisten und Mauriner entstanden; so das pezische, das ziegelbauer'sche Unternehmen, und so die zahlreichen Schriften der Congregation von S. Blasien. Die Sorgenfreiheit und Ungestörtheit einer Klostercelle, und die bereiten Schätze einer Klosterbibliothek hat selbst ein Lessing sich gewünscht!

Gerberts Wahl aber zum Abte begrüßten die aufgeklärteren Capitularen des Stiftes mit freudiger Hoffnung. So schrieb Pater Heer unter'm 30sten Juni 1765 an einen gelehrten Freund: „Meine Arbeiten habe

ich nun wieder ernstlicher zur Hand genommen, da die Musae sanblasianae neu aufzublühen anfangen. Ich genieße dabei allen Vorschub von dem neuen Herrn, meinem vormaligen wahren Freund und nunmehrigen großen Patron."

Dritter Abschnitt.

Gerbert als Kloster-Vorsteher.

Bald nach seiner Wahl und Consecrierung schrieb Gerbert an den Abt von S. Georgen zu Villingen: „Meine Reisebeschreibung befindet sich noch unter der Presse, denn es geht Alles sehr langsam, und ich werde nichts Weiteres veröffentlichen können, als was ich schon früher ausgearbeitet, in den glücklichen Tagen, bevor man mich aus meiner literarischen Muße gerissen, worin ich mit meinem Geschicke höchst zufrieden war und keinen andern Wunsch kannte, als dabei ungestört zu verbleiben. Nunmehr aber sehe ich mich, wie in einen fremden Erdtheil versezt, und Solches leider zu einer Zeit, welche der Kirche und ihren Dienern mit den größten Gefahren droht."

Gerbert überschaute die Reihe von Pflichten, Arbeiten und Sorgen, welche ihm seine neue Stellung aufbürden werde, nicht ohne das Gefühl schwerer Verantwortlichkeit, aber mit unverwirrtem Blicke und muthiger Zuversicht. Er hatte nicht allein die Obliegenheiten eines Klostervorstehers zu übernehmen, sondern auch jene eines Landesherrn, eines Reichsfürsten und breisgauischen Landstandes. Und nach all' diesen Seiten hin bewährte sich der neue Fürstabt als einen Mann von höherer Begabung, von ernsterem Pflichtgefühle, von verständigerer Ein- und Uebersicht.

Betrachten wir ihn als Abt, als Vorsteher der blasianischen Congregation, so bezeichnen uns die Worte, womit er bei seinem Amtsantritte die Conventualen des Stiftes begrüßte, wie ein treffendes Motto sein väterlich edles Wirken in diesem Kreise.

„In Glück und Unglück", sprach er zu ihnen, „soll zwischen mir und Euch das engste Verhältniß herrschen; denn mein Wohl ist ganz mit dem eurigen verknüpft, und über unsere beiderseitige Pflichterfüllung bin ich dem höchsten Richter strenge Rechenschaft schuldig."

Vor Allem nun ertheilte Abt Martin für das Klosterwesen neue Satzungen voll väterlicher Ermahnungen zur Gottesfurcht, zur Haltung der Gelübde, zur brüderlichen Liebe und Eintracht. In der wahren Frömmigkeit erblickte er die sicherste Grundlage seines Gotteshauses, und rief den Seinigen mahnend zu: „Liebet Gott und lasset die Feinde unseres Standes toben! Denn wehe uns, wenn wir vor ihm ebenso verhaßt wären, wie wir's vor vielen Menschen sind."

Ueber den Zweck und die Verdienste der Klöster dachte unser Fürstabt so aufgeklärt, als irgend ein Prälat seiner Zeit. Diese Anstalten sollten ihm, neben ihrer religiösen Bestimmung, besonders auch „Werkstätten des gelehrten Fleißes sein; ihre Bewohner sollten den schnöden Vorwurf eines unthätigen und nutzlosen Daseins durch wissenschaftliche Arbeiten widerlegen."

Er betrachtete daher die Erziehung der Klosterjugend als eine erste und wichtigste Aufgabe. Es bestund von seinen Vorwesern her ein ausführlicher Lehrplan für die Humaniora, dessen zeitgemäße Verbesserung ihn ernstlichst beschäftigte.

Sein Bestreben war es schon längst gewesen, die Scholasterei und den Mechanismns aus den Lehrfächern zu verbannen und den Geist wahrer Wissenschaft-

lichkeit unter seinen Jüngern einzuführen; jezt rief der Abt öfters die Lehrer zu sich, um ihnen einzuschärfen, daß sie den Schülern über jede Wissenschaft eine Einleitung und eine Anweisung zur nöthigen Bücherkenntniß ertheilen sollten, damit sich dieselben auch in der Folge noch jederzeit mit etwas Nützlichem beschäftigen könnten.

„Denn unser Stand", pflegte Gerbert zu sagen, „ist nicht allein der Stand des Gehorsams, des Gebetes und der Buße, sondern auch ein Stand nützlicher Thätigkeit." Deshalb ließ er's an Ermunterungen hiezu nie ermangeln, besuchte seine Patres öfters in ihren Cellen, sprach ihnen Muth ein, zersträute ihre Zweifel und machte sie aufmerksam auf das Wahre gegen das Falsche, auf das Gründliche gegen das Seichte.

In dieser Herablassung sah derselbe durchaus keine Verletzung seiner Fürstenwürde; daher stund auch Allen der Zutritt zu ihm offen, wenn sie in ihren Arbeiten seines Rathes bedurften. Leutselig empfieng er sie, erläuterte freundlich ihre vorgebrachten Fragen und Keiner schied von ihm, ohne neuen Eifer zur Frömmigkeit, zur Arbeit und Ausdauer mit sich an sein Studierpult zurück zu bringen.

So wurde Gerbert in Gottesfurcht und Thätigkeit ein anfeuerndes Vorbild für die Seinigen. Er war ungeheuchelt fromm, las mit auferbaulicher Andacht die heilige Messe, lag öfters in der Marien-Kapelle inbrünstig betend auf den Knieen, verrichtete alle Halbjahre seine Exercitien in mehrtägiger Einsamkeit, wohnte jedem feierlichen Gottesdienste bei, demselben durch seine Gegenwart stets einen höhern Schwung verleihend.

Unverbrüchlich hielt der Fürstabt an seiner Tagesordnung fest, indem derselbe die drei ersten Morgenstunden dem Gebete und der Seelenprüfung widmete,

dann das heilige Meßopfer verrichtete und sofort an seine Arbeit eilte. Man erblickte ihn beinahe nur in der Kirche, im Büchersaale und am Schreibtische, wenn er durch Abtei- und Regierungsgeschäfte nicht gehindert war, sich völlig seinem Gottesdienste und seiner gelehrten Thätigkeit zu widmen.

Seinen Geistlichen gab der Abt ein neues geläutertes Tagzeitbuch in die Hände, welches mit vielen Unkosten veranstaltet worden, und aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern, Martyrerlegenden und Kirchensatzungen einen Auszug enthielt, worin ganz nach dem Geiste des Ordensstifters Benedict der Kern vom Inhalte des katholischen Glaubens dargestellt war.

Hatte aber Abt Martins Klosterverwaltung mit einigen Jahren glücklichen Gedeihens begonnen, so traten bald auch Tage des Unglücks und schwerer Prüfung ein. Das Tagebuch von S. Peter enthält in folgendem Eintrag vom 25sten Juli 1768 ein getreues Bild des Jammers und Verderbens, welche damals über S. Blasien gekommen.

„Am 23sten Juli dieses Jahres wurde das Gotteshaus des heiligen Blasius im Schwarzwalde durch eine Feuersbrunst verzehrt, welche in der Klosterküche ausbrach, sodann das Dachwerk anfraß und mit solcher Heftigkeit um sich griff, daß es unmöglich war, dieselbe zu bewältigen.“

„Daher brannte das ganze Klostergebäude mit sammt dem Münster völlig nieder. Es konnte nichts gerettet werden, als die entfernt gelegenen Dienerwohnungen und das Archiv nebst einigen Handschriften der Bibliothek, während andere, deren Verlust unschätzbar ist, eine Beute des Feuers wurden, namentlich jener Codex von S. Georgen aus dem 9ten Jahrhunderte, wohl einer der inhaltreichsten und schönsten in ganz Europa.“

„Bei diesem großen Unglück' zeigte sich auch wieder die Böswilligkeit gewisser Leute gegen die Klöster. Viele, anstatt die Blasianer zu bedauern, freuten sich über den Untergang des Gotteshauses; andere behaupteten, die Klosterherren hätten den Brand selber angestiftet, um einen Grund zu haben, aus dem Vorderösterreichischen wegzuziehen. Eine Menge von Kostbarkeiten, welche man durch die Fenster retten wollte, wurden gestohlen, und von den Arbeitern soffen sich etwelche im Klosterkeller dermaßen voll, daß man sie hinaustragen mußte."

„Erhaben", sagt eine andere Nachricht aus jenen Tagen, „stund Gerbert zwischen den Trümmern und mit einem Blicke der Ergebenheit gen Himmel zeichnete er in den Aschenschutt die Grundlinien eines neuen Gotteshauses. Und unter seiner leitenden Hand erhoben sich sofort ein Tempel voll Majestät und ein Büchersaal voll der ausgezeichnetsten Werke, daß es beinahe schien, als ob die vernichtende Brunst nur zur Verherrlichung des Stiftes habe beitragen sollen."

Und wirklich nahm der Fürstabt mit Hilfe des gewandten Oberrechners Kreuter die Wiederherstellung des Klosters so thatkräftig in die Hand, daß man die Raschheit bewundern mußte, womit der stattliche Bau mit seiner herrlichen Rotunda aufgeführt ward.

„Diese Gebäude", sagt Nicolai, „sind hoch, weitläufig und modern. Sie wurden während eines Zeitraums von kaum 14 Jahren errichtet und setzen Jedermann in Erstaunen. Man möchte sich vorstellen, sie wären wie von Feenhänden in die Einöde des wilden Thales gezaubert."

Der Bau hatte sogleich nach dem Brande begonnen. „Man legte ernstlichst Hand an die zerfallenen Mauern, und siehe, innerhalb dreier Jahre war das Kloster

bereits so hergestellt, daß im Herbste 1771 die zersträuten Brüder es wieder beziehen konnten.

Ein hölzernes Bethaus diente bis 1781 zur Abhaltung des Gottesdienstes, und während dieser Zeit gieng der neue Tempelbau seiner Vollendung entgegen. Derselbe wurde nach den Angaben Gerberts, welcher in Italien, wie namentlich in Rom, seinen Kunstgeschmack trefflich ausgebildet, von dem französischen Baumeister Dixnard entworfen und ausgeführt.

Der neue Tempel entwickelte sich zu einem Prachtbau, nach dem Vorbilde der römischen Maria della rotunda, und der gewaltige Dachstul der Kuppel, aus den schönsten Eichenstämmen zusammengefügt, galt wegen seiner einfachen Construction für ein Meisterstück erster Classe, dessen Verfertiger der Zimmermann Müller zu S. Blasien war, von welchem man sagte, daß er niemals über das Weichbild seiner Heimatgemeinde hinaus gekommen.

Was die innere Ausschmückung des Tempels betrifft, so lieferte Silbermann in Straßburg die herrliche Orgel, Hugenest in Karlsruhe fertigte das kunstreiche Chorgitter, der Bildhauer Giegel von Landsberg den prächtigen Choraltar, der Maler Wenzinger aus Freiburg die schönen Gemälde der Kuppel und Meister Grüninger aus Villingen das Geläute von 14 Glocken. Das ganze Kloster- und Kirchengebäude wurde 1783 vollendet, so daß am 21sten Herbstmonat dieses Jahres durch den Bischof Maximilian von Constanz die Einweihung desselben stattfinden konnte.

Am Vorabende der Feier hatte der Abt eine einleitende Ansprache an seine Conventualen gehalten und seine „Geschichte des Schwarzwaldes" mit einer Abbildung des neuen Gotteshauses erscheinen lassen; während der Einweihungsfestlichkeiten aber, welche eine volle

Woche lang dauerten, wurde täglich von Vertretern benachbarter Klöster eine Festrede vorgetragen, und vom Capitel des Stiftes eine zu Ehren des fürstlichen Erbauers geprägte Denkmünze ausgegeben.

Bei diesem Neubau war es ein Lieblingsgedanken Gerberts, unter der Kirche eine Gruft anbringen zu lassen, um die in den Münstern zu Basel und Königsfelden ruhenden Leichname verschiedener Glieder des habsburg-österreichischen Hauses darin beizusetzen. Er hatte die Sache durch den kaiserlichen Gesandten in der Schweiz und den eidgenössischen zu Wien schon 1770 dahin gebracht, daß die Verbringung der ehrwürdigen Ueberreste nach S. Blasien im November desselben Jahres bewerkstelligt werden konnte.

Die neue Gruft bildete einen schönen geräumigen Gewölbebau, dessen vorderer Theil zu einer dem heiligen Leopold geweihten Capelle hergerichtet war, während der hintere die Grabmähler enthielt. Den Altar darin hatte die Kaiserin Maria Theresia, welche die pietätvolle Sorgfalt des Fürstabtes für die Gebeine und das Andenken so vieler Glieder ihres Hauses nicht ohne besonderes Wohlgefallen aufgenommen, freigebigst ausstatten und mit Reliquien vom Patrone desselben versehen lassen.

Die in der Gruft beigesetzten Leichname aber waren jene Anna's, der Gemahlin König Rudolfs I, und ihrer Söhne Karl und Hartmann, ferner Elisabets, der Gemahlin König Albrechts I, und ihrer Söhne Leopold des Glorreichen und Heinrich des Friedsamen, wie der Ehewirtin des leztern, Elsbeths von Virneburg und ihrer drei Töchter Elsbeth, der Gemahlin des Herzogs Friedrich von Lothringen, Agnesens, der Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn, und Guta's, der Gemahlin des Grafen Ludwig von

Oettingen, endlich Herzog Leopold des Guten, welcher bei Sempach gefallen, Katharina's von Savoien, der Gemahlin des Herzogs Leopold I, und ihrer Tochter Katharina, der Ehewirtin des Grafen Ingelram von Coucy aus der Picardie.

Dem Brandunglücke von 1768 folgten auf dem Fuße die Beirrungen und Gefahren des Gotteshauses wegen der Profeßjahre und Stiftungsbriefe, wozu noch verläumderische Vorwürfe der Verschwendung wegen des kostspieligen Tempelbaues kamen. Denn S. Blasien hatte Neider und Feinde allenthalben, daheim und auswärts, in den österreichischen Vorlanden, wie in der österreichischen Kaiserstadt.

So war zu Wien der Vorschlag betrieben worden, die Profeß-Zeit in den Klöstern um volle acht Jahre weiter hinaus zu rücken. Man konnte Manches für diese Aenderung beibringen; Abt Gerbert und andere Prälaten befürchteten aber, es möchte dabei auf eine allmählige Entvölkerung der Gotteshäuser abgesehen sein. Er begab sich daher unverweilt an den kaiserlichen Hof und machte bei Maria Theresia seine Vorstellungen in einer so überzeugenden Weise geltend, daß die Monarchin es wegen Ablegung der Ordensgelübde in den Klöstern bei der bisherigen Bestimmung verbleiben ließ.

Während dieser Angelegenheit war der Fürstabt mit einem seiner Beamten zerfallen, welcher ihm nun aus Rache eine bittere Sorge verursachte, indem er veranlaßte, daß die Stiftungsbriefe des Klosters und die Fürstenwürde des Prälaten angefochten wurden.

Bei den rastlosen Umtrieben der Klosterfeinde, wie sie damals aus allen Ecken und Enden auf den beliebten Kampfplatz traten, war die Sache nicht ohne Gefahr, und Gerbert sah' sich zu einer abermaligen Reise nach Wien genöthigt.

Schon bald nach Erwählung des Fürstabtes hatte der Hofrath und Archivar von Gränicher zu S. Blasien, ein Mann von sehr unsauberem Charakter, seine Stelle daselbst niedergelegt und in den österreichischen Dienst bei der Waldvogtei Hauenstein zu gelangen versucht, um sich an dem Gotteshause zu rächen. Als ihm dieses aber nicht gelingen wollte, begab sich derselbe nach Wien, den Sack voller Projecte. Aber auch dort machte er wenig Glück mit seinen Anstellungsversuchen, und verfiel daher auf den Gedanken, die kaiserliche Stiftungs-Urkunde von 963 als gefälscht und den sanctblasischen Güterbesitz als usurpiert zu erklären. Leider schenkte man dem boshaften Denuncianten verschiedenerseits ein geneigtes Gehör.

Die S. Blasier konnten freilich nicht begreifen, „wie man den treulosen, maineidigen Menschen, der so Vieles angebracht und nichts bewiesen habe, der von einem Aste auf den andern hüpfe, noch einigen Glauben schenken möge. Nur der Religionshaß erkläre diese auffallende Erscheinung.“ In letzterer Hinsicht befürchteten sie daher, daß die gegen ihr Stift geschmiedeten Ränke doch endlich von Erfolg sein könnten.

Es mag bezweifelt werden, ob eine Partei zu Wien diesen Mann wirklich gegen S. Blasien gebrauchen wollte, ein Schreiben aber des Paters Kreuter, welcher seinen Fürstabt nach der Kaiserstadt begleitet hatte, vom 30sten November 1772 enthält die folgende sehr bezeichnende Stelle.

„Ich habe früher von der höchsten Gnade gemeldet, womit Celsissimus von unserer Monarchin aufgenommen worden. Jetzt leider sehen wir das Blatt auf einmal gewendet. Die Kaiserin hat sich lezthin kaltsinnig gegen uns gezeigt und der Kaiser gegen die Minister geäußert, der Fürst von S. Blasien komme nicht

allein wegen der Profeßjahre nach Wien, sondern noch in einem andern Gedräng."

Doch fiel diese Angelegenheit schließlich ganz zu Gunsten Gerberts aus. Es gelang demselben, die elende Intrike bloß zu legen und die landesmütterliche Gnade wieder zu erwerben. Maria Theresia trug dem Abte mehr an, als er erwarten mochte, und entließ ihn auf's Huldreichste mit den Worten: „Ich sehe nun, daß Ihnen ihr Stift recht lieb ist, und Ihretwegen soll es auch mir lieb sein."

Ja, die Kaiserin beschenkte den Fürstabt mit einem selbstgestickten Meßgewande und sendete ihm nach seiner Heimkunft ein weiteres Geschenk von Wiener Porzellan mit einem freundlichen Begleitschreiben vom 24sten März 1773, worin es heißt: „Die schwarze Farbe dieses Service trifft mit meiner Lage überein, indem Ich mich bereits mehr unter die Todten als die Lebendigen zähle. Und nachdem Eure Andacht für die Verstorbenen meines Hauses so eifrig gesorgt, bin Ich versichert, daß auch Ich jederzeit an Dero Andenken theilhaben werde."

Die Beschuldigung aber von Seiten der Klosterfeinde, als habe Fürstabt Martin durch die großen an dem neuen Tempelbau verschwendeten Summen nur seiner Eitelkeit und Prachtliebe fröhnen wollen, widerlegte schon damals der Conventherr Weiß in einer schlagenden Entgegnung, aus welcher wir die folgenden Worte entnehmen.

„Wozu hat der edle Fürst solche Geldsummen auf die Errichtung des herrlichen Tempels verwendet? Ich antworte: Nicht Ruhmsucht, nicht Eigenliebe, nicht Pralerei, mischten sich in die großartige Absicht desselben; wollte er doch weder seinen Namen, noch sein Wappen, irgendwo in dem Neubau anbringen

lassen. Diese Absicht war allein darauf gerichtet, ein würdiges Denkmal seines Glaubens, seiner Verehrung und seiner Liebe zu gründen."

„Und auch deßhalb verwendete der einsichtsvolle Fürstabt so große Summen an seinen Tempel, damit der arme Handwerks-Mann, der darbende Künstler unserer Gegend, wo es so häufig an Arbeit mangelt, Nahrung und Unterhalt für sich und die Seinigen finde. Die Jahrgänge von 1770 und 1771 waren durch Mißwachs und Theuerung eine äußerst harte Zeit; beinahe in allen Gegenden unserer Nachbarschaft rang der Hunger mit dem Tode. Welch' eine Wohlthat war es für zalreiche Unterthanen, daß das herrschende Elend den Prachtbau Martins nicht verhinderte."

„Daher arbeiteten die Handwerker und Künstler allzeit freudigen Angesichts an dem herrlichen Tempel, welcher die schönste Zierde des Schwarzwaldes werden sollte. Als das Gebäude zusehens in die Höhe stieg, betrachteten es die Arbeitsleute mit zufriedenem Blicke und scheuten nicht davor zurück, auf den hohen Gerüsten, Mauern und Dächern öfters ihr Leben der größten Gefahr auszusetzen."

„Sichtbar beschüzte sie während ihrer Arbeit die Hand des Herrn, denn mehrere Unfälle giengen ohne Menschenverletzung vorüber, und selbst ein Blitzschlag, welcher eines Tages aus gewitterschweren Wolken das neue Klostergebäude traf und entzündete, blieb ohne weitere Gefahr! Die Verhütung alles Unglücks bei diesem Tempelbaue möchte man wahrlich für ein Wunder des Himmels halten."

Hatten sich nun Kirche und Kloster, gleich einem Phönix, noch herrlicher, wie zuvor, aus ihrer Asche erhoben — ganz als Werk des Abtes Martin, welcher „durch seine einsichtsvolle Leitung gleichsam die Seele

der Künstler und Bauleute gewesen", so erwies derselbe sich gleichmäßig besorgt, umsichtsvoll und thätig, auch das innere Leben des Gotteshauses in entsprechender Weise wieder herzustellen.

Und es gelang seinem edlen Eifer, hierin das schönste Ziel zu erreichen, indem er sein liebes S. Blasien zu einer wahren geistlichen Musteranstalt erhob, deren Ruhm sich weit über die Gränzen Deutschlands verbreitete.

Ueberall im Kloster herrschten die schönste Ordnung und die größte Zweckmäßigkeit. Der klösterliche Gottesdienst wurde bei Tag und Nacht so genau erfüllt, als in irgend einem Gotteshause, und daneben gediehen die Schulen, wie die Studien und Arbeiten der Wissenschaft und Kunst auf's Erfreulichste. Zwei Decennien nach dem vernichtenden Brande stund S. Blasien prächtiger und blühender wieder da, als je zuvor!

Abt Martin war in vollster und edelster Bedeutung der „Vater" seiner Klosterfamilie; er überwachte Alles und sorgte für Alles, zunächst für die religiöse und geistige Nahrung seiner Jünger. Es lag ihm in gewissenhaftester Weise am Herzen, dieselben mit den nöthigen Hilfsmitteln und Ausrüstungen zu einer nützlichen Thätigkeit zu versehen.

„Die Wissenschaften sind der schönste Reichtum, sind die Zierde der Klöster", waren seine Worte, denen auch die That entsprach, indem der Abt für die neue Bibliothek keinen Aufwand scheute. Er versah sie in allen Fächern mit den brauchbarsten und auserlesensten Büchern, damit jeder Klostergeistliche solche nach Bedürfniß auswählen konnte.

Aber nicht allein mit Schriften suchte Gerbert die Religiosen nach Möglichkeit zu versehen, er verschaffte dem einen und andern, welcher zu seinen Studien die Besprechung mit auswärtigen Gelehrten oder die Be-

nützung fremder Büchersammlungen und Archive nöthig hatte, auch das Reisegeld dazu.

Ebenso leistete Abt Martin den mechanischen und bildenden Künsten, welche von Laienbrüdern getrieben wurden, allen möglichen Vorschub durch Beschaffung der Werkzeuge und Materialien. So unter Anderem förderte er die Glasmalerei mit Lasurfarben, worin sich einer seiner Mönche besonders hervorthat. Mancher arme Jüngling aber erhielt von ihm das Lehrgeld zur Erlernung einer nützlichen Kunst, oder eine andere großmüthige Unterstützung.

Als theoretischer und practischer Musiker war Gerbert selber ein Künstler, was auf die Verbesserung der Musik in seinem Kloster höchst wohlthätig einwirkte. Und welchen Einfluß derselbe als Freund der Künste und eines veredelten Geschmackes überhaupt ausgeübt habe, das dürfte sein schöner Tempelbau am Sprechendsten bezeugen.

Dergestalt erschien Abt Martin als wahres Musterbild eines Klostervorstehers. Er vereinigte alle Eigenschaften, welche ein solcher besitzen mußte, um der „Vater und Hirte“ der ihm anvertrauten Familie zu sein. Der Vaternamen war demselben auch lieber, als der Titel eines Reichsfürsten. Seine sanften, freundlichen Worte, sein bescheidenes Benehmen, sein liebevolles Beispiel, fesselten die Herzen; man gehorchte seinen Befehlen und Winken auf das Bereitwilligste, da sie immer ein väterliches Wohlwollen und eine rücksichtsvolle Klugheit verriethen.

Wenn Abt Gerbert einen der Seinigen zurechtweisen oder strafen mußte, so wirkte schon ein finsterer Blick, eine ernste Begegnung mehr, als alle Züchtigung, alle Beschämung und Blosstellung. Einigen älteren Capitularen, welchen sein Verlassen der rigorosern

Richtung und seine liberalen Neuerungen nicht gefielen, nöthigten gleichwohl seine Verdienste um das Stift, sein gelehrter Ruf, sein würdevolles und dabei nicht minder leutseliges Wesen, eine solche Hochachtung ab, daß sie es unterließen, in irgendwelche thatsächliche Opposition gegen ihn zu treten. Und dergestalt blieb dem neuaufblühenden Gotteshause der segensvolle Schatz des innern Friedens ungeschmälert erhalten.

Welcher Geist der Bildung, der Ordnung und Thätigkeit in religiöser, pädagogischer, gelehrter, literarischer und gesellschaftlicher Beziehung damals zu S. Blasien geherrscht, das berichtet uns ein vollgiltiger Zeuge, der alte Nicolai, in folgenden Stellen seiner bekannten Reisebeschreibung.

„Wie viel Merkwürdiges auch das Stift S. Blasien enthält, und obgleich allein schon die Kirche daselbst einen Besuch von weiter her verdiente, so war dennoch die größte Merkwürdigkeit für mich der Fürstabt Gerbert, ein Mann von weitläufiger Gelehrsamkeit, dessen berühmtes Werk über die Kirchenmusik mich zuerst auf ihn aufmerksam gemacht. Er hatte etwas Herzliches, etwas Bescheidenes und Zuvorkommendes und doch sehr Würdiges, etwas Heiteres, Joviales und doch sehr Anstandsvolles in seinem Gesichte, in seiner Haltung und in seinem ganzen Wesen.“

„Nach dem Beispiele dieses edeln Abtes haben sich auch seine Stiftsherren gebildet. Alle sind gelehrte Leute, an allen bemerkten wir das heitere, gefällige, unbefangene und herzliche Wesen, mit eben dem strengen Sinne für Anstand und Schicklichkeit, welche ihr Oberhaupt auszeichneten.“

„Unter denselben zeigte uns der Stiftsarchivar Ribbele, neben anderen Merkwürdigleiten, das vortrefflich eingerichtete Archiv. Er selbst besitzt bei einer sehr

gründlichen historischen und diplomatischen Gelehrsamkeit noch mancherlei andere Kenntnisse."

„Alsdann lernte ich noch weiter kennen den Pater Oberrechner Kreuter, einen guten Mathematiker und Historiker, wie überhaupt sehr geschickten und thätigen Mann; den Hofcaplan Kuen und den Pater Weiß, welche uns die Bibliothek, das Münz- und Naturalien-Cabinet wiesen. Daß der gelehrte Bibliothekar Ussermann selber in S. Blasien nicht anwesend war, mußte ich sehr bedauern."

„Die Bibliothek befindet sich in einem großen Saale, an welchen verschiedene Cabinete stoßen. In der Feuersbrunst von 1768 ist zwar, obgleich der damalige Bibliothekar Meichelbeck sehr viele Bücher und beinahe die ganze Münzen-Sammlung mit Gefahr seines Lebens gerettet, das Meiste davon zu Grunde gegangen; aber das Verlorene wurde sehr bald wieder ersezt. Man sammelt hauptsächlich auf Theologie, Geschichte und Diplomatik; von der neuern deutschen Literatur fand ich, außer Gellerts Schriften, beinahe nichts."

„Die Kupferstich-Sammlung, sowohl von alten historischen Blättern, als von neueren Bildnissen, ist nicht unbeträchtlich, und ebenso das Münz-Cabinet, wogegen das Mineralien-Cabinet durch den Brand viel verloren hat. Indessen scheint es, daß die Naturwissenschaften in den Klöstern leider nicht so eifrig betrieben werden, wie Diplomatik und Geschichtskunde des Mittelalters, wie Theologie und Patristik, worauf sich die Klostergelehrsamkeit meist zu beschränken pflegt."

„Das Stift S. Blasien ist aber noch weiter zu betrachten als eine Pflanzschule aller Priester des stiftischen Gebiets; denn alle Pfarreien desselben werden mit sanctblasischen Klostergeistlichen besetzt. Von den hundert Religiosen sind immer etwa vierzig auf

Pfarrstellen, an Lehranstalten oder sonst in geistlichen Geschäften auswärts, und der Fürstabt macht sich's zu einer hauptsächlichen Aufgabe, junge Patres für diesen Beruf zweckmäßig unterrichten zn lassen."

„Was nun die innere Verfassung des Stiftes betrifft, so besteht dasselbe 1) aus jungen Leuten, welche darin erzogen und zu ihrer künftigen Bestimmung heran gebildet werden; 2) aus den Lehrern in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern ihres Berufes; 3) aus Priestern, welche die benachbarten Tochterkirchen versehen; 4) aus Personen, denen die Besorgung der zeitlichen Geschäfte obliegt; 5) aus Alten und Kranken, welche die verdiente Ruhe und Pflege genießen, und endlich 6) aus Laienbrüdern, welche die nöthigen Handwerke treiben und die verschiedenen Hausdienste besorgen."

„Alle übrigen Religiosen leben außerhalb des Klosters, auf den sanctblasischen Pfarreien und Propsteien, oder als Professoren an Gymnasien und Universitäten, und bringen ihre meisten und besten Jahre mit den ihnen besonders zugewiesenen Arbeiten und Verrichtungen zu."

„Das Stift S. Blasien ist daher im vollsten Sinne ein Seminarium, worin die geistlichen Zöglinge für ihre Berufsgeschäfte, für die Seelsorge, die Klosterämter und die Wissenschaften gründlich unterrichtet werden; ein Priesterhaus, aus welchem die stiftischen Pfarreien und Caplaneien besetzt werden; eine Deficienten-Anstalt für standesgemäße Pflege und Versorgung kranker und altersschwacher Klostergeistlichen."

„Niemand von den Gesunden und Rüstigen im Stifte kann also müßig gehen, denn ein Jeglicher hat seine ihm angewiesene Beschäftiguug und Aufgabe, sei es in der Hauswirtschaft, Schule, Chorverrichtung und Seel-

sorge, oder in den Wissenschaften, wo die umsichtigen Oberen ihre Patres nach deren Fähigkeit und Neigung zu gelehrten Arbeiten ermuntern, welche der Welt nicht unbekannt verbleiben."

So pflichtgetreu und segensreich waltete Abt Martin in seinem Amte als Klostervorsteher. Unermüdlich war seine Sorge für das ihm anvertraute Gotteshaus, und bis an den Grabesrand gab er den Seinigen das erbauliche Beispiel eines ächt frommen und werkthätigen Dieners des Herrn.

Als Gerbert schon kränkelte und den Keim des Todes in sich trug; ja sogar, als ihm's beinahe nicht mehr möglich war, seinen Körper eine Treppe hinaufzuschleppen, erschien er noch in der Kirche beim Chorgesange, um den biblischen Worten zu entsprechen, welche über der Chorthüre stunden: „Ich will meinem Herrn das ganze Leben lang singen; so lange ich sein werde, will ich meinen Gott loben und preisen."

Vierter Abschnitt.

Gerbert als Fürstabt und Landesherr.

Die reichsunmittelbare Grafschaft Bonndorf, durch deren Erwerbung die Prälaten von S. Blasien zu Reichsfürsten und Landesherren geworden, erstreckte sich von der Schlücht, Schwarzach und Steinach hinter Thiengen nordostwärts bis zur Wutach, und bei Grimeltshofen über dieselbe hinaus bis an den Randen. Gegen Norden gränzte sie an die fürstenbergische Landgrafschaft Bar, gegen Osten an den Canton Schaffhausen und die fürstenbergische Landgrafschaft Stülingen, im Süden an die schwarzenbergische Landgrafschaft Kletgau, und gegen Westen theils an die öster-

reichische Grafschaft Hauenstein, theils an den sanct-blasischen Zwing und Bann.

Ihr Gebiet umfaßte ein Terrain von etwas über vier Quadratmeilen sehr verschiedenen Geländes; denn der nördliche Theil desselben gehörte zum Bereiche des Schwarzwaldes, wo ein rauhes Clima und ein langer Winter herrschen, während der südliche sich schon dem Rheinthal näherte, dessen mildere Luft auch eine reichere Vegetation gedeihen läßt.

Dieses Terrain bildet im Ganzen eine wellenförmige Hochebene mit tiefeingeschnittenen kleinen Thälern, wo von jeher ein bedeutender Fruchtbau getrieben wird. Neben dem ausgedehnten Getraidefeldern, den Waidestrecken, Berg- und Thalwiesen, nehmen die vielen meistens aus Nadelhölzern bestehenden Waldungen ein Bereich von etwas über 16,000 Morgen ein, deren weit aus größter Theil dem Stifte eigentümlich gehörte, worin aber die Gemeinden ein ausgedehntes Beholzungsrecht besaßen.

Die Grafschaft Bonndorf enthielt 35 meistentheils größere Flecken und Dörfer nebst vielen Weilern und Einzelhöfen, und war kirchlich in 13 Pfarreien, politisch aber in etwa 25 Vogteien abgetheilt, welche unter drei Obervogteien und einem Oberamte stunden. Der Sitz dieses leztern befand sich zu Bonndorf, während man die Sitze der alten obervogteilichen Aemter Blumeneck, Gutenburg und Betmaringen nach Ewatingen, Gurtweil und S. Blasien verlegt hatte.

Die sämmtlich leibeigene Bevölkerung des stiftischen Reichsgebietes zälte etwa 11,600 Köpfe. An jährlichen Einkünften bezog das Stift aus demselben nach Abzug aller Kosten und Lasten die ungefähre Gesammtsumme von 100,000 Gulden.

Die Verfassung der Grafschaft beruhte auf der

„Eigentums-Oeffnung und Landes-Ordnung“ von 1711 und einigen dieselbe ergänzenden Verordnungen. Diese aus den mittelalterlichen Verhältnissen erwachsenen Satzungen konnten aber nicht mehr genügen; sie zeigten mancherlei Lücken und namentlich war das Rechtswesen darin so mangelhaft bestimmt, daß es sich seitdem mehr durch den Gebrauch geordnet hatte, als durch eine schriftliche Norm.

Die Apellation in Rechtsstreiten gieng von den Aemtern an die Regierung zu S. Blasien, welcher die Strafrechtspflege, mit Ausnahme der geringeren Fälle, allein oblag. Das Regierungs-Collegium bestund aus lauter weltlichen Räthen unter einem Director und hielt wöchentlich eine Sitzung; von ihm wurde in dritter Instanz an die Reichsgerichte appelliert.

Die politischen und öconomischen Verwaltungssachen verhandelte man unter dem Vorsitze des Prälaten in Conferenzen mit den Klosterbeamten (dem Hofcanzler, Statthalter, Oberrechner, Großkeller, Küchenmeister, Archivar, Hofmeister, Hofcaplane) und den Pröpsten (von Krotzingen, Bürgeln, Berau, Gurtweil, Klingenau und Wislighofen).

Die unverhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Grafschaft war zunächst eine Folge des vom Stifte festgehaltenen Systems, wornach dasselbe den Wohlstand des Landes im Bestehen möglichst großer Bauern und eines möglichst geringen Proletariats erblickte. Daher beharrte es mit unbarmherziger Consequenz bei der Untheilbarkeit geschlossener Hofgüter und gestattete seinen besitzlosen Unterthanen nur in seltenen Fällen, ein Stück schlechten Waldbodens auszureuten und zu Ackerland anzulegen.

Die Bevölkerung theilte sich in Bauern, welche Erblehenhöfe, in Tauner (oder Stümpler), welche Erb-

zinsgüter mit einer Hütte besaßen, und in Taglöhner, welche meistens ohne Grundbesitz waren und in der Miethe wohnten. Eigentümlichen Grund und Boden an Feld, Wiesen und Wald hatten die Unterthanen wenig, und es wurde von den Amtleuten nicht selten die Ungerechtigkeit begangen, solche Güter zu den geschlossenen Lehenhöfen zu schlagen.

Die Bauern und Tauner lebten fast allein vom Feldbau und von der Viehzucht; sie entrichteten neben der allgemeinen Abgabe des Zehenten, der Gemeinde- und Landschatzung, dem Stifte den Lehen- und Erbzins, den Ehrschatz, das Rauchhun und den Leibfall, und leisteten Zug-, Hand-, Boten- und Jagdfronen.

Ihre vornehmsten Berechtigungen aber bestunden im freien Bezuge des nöthigen Bau-, Hag- und Brennholzes aus den herrschaftlichen Waldungen, wie im freien Waidgange ihres Viehes auf den Almenden. Die Taglöhner verdienten ihren Unterhalt durch Arbeiten bei den Bauern und durch ein kleines Gewerbe, besonders während der Winterszeit.

Denn die Industrie hatte im Beginne des vorigen Jahrhunderts unter den Bewohnern der Grafschaft noch wenig Hände beschäftigt; die Besenbinderei und Kohlenbrennerei, das Alteisensammeln (für Albbruck), die Fertigung von Holz- und Glaswaren, wie der damit verbundene Handel nach dem Rheinthale und Schweizerlande, bildeten die einzigen Artikel derselben.

In diesen einfachen Verhältnissen würde das Volk der Grafschaft Bonndorf unter dem sanctblasischen Krummstabe wohl zu einem behäbigen Wesen gelangt sein, wenn nicht zwei Uebel seine Wohlfahrt geschmälert und verkümmert hätten — das Treiben der Amtleute und die Auswüchse der Sitten, welche Hand in Hand mit einander zu gehen pflegten.

Die Vorstände der Aemter, meist Persönlichkeiten, welche auf ihr Adelsprädicat, oder ihr juristisches Wissen, oder ihre Protectoren eingebildet und hochmüthig waren, hegten wenig Gefühl für das Volk, ließen sich durch Leidenschaftlichkeit zu rücksichtslosen, gewaltthätigen Schritten hinreißen und durch Bestechungen gewinnen. Ihre Gewandtheit, den Unterthanen den Zutritt zum Fürsten zu versperren, verschaffte ihnen eine gewisse Sicherheit in diesem Treiben, wodurch es oft lange Zeit währte, bis die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten ihrer Amtsführung aufgedeckt wurden.

Solche Amtleute waren schon von jeher ein Krebsschaden der geistlichen und weltlichen Herrschaften. Was S. Blasien betrifft, so hatten eben sie immer die meiste Unzufriedenheit des Volkes gegen das Stift hervorgerufen, und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trieben es die Obervögte Krapf und von Johler auf eine Weise, welche alles Rechts- und Sittlichkeitsgefühl empören mußte.

Frivole Aeußerungen, wie die krapfische: „Wenn ich auf Einem reite, so lasse ich nicht nach, bis er fertig ist“; schändliche Bestechungen, wie sie in der Küche des johlerischen Amthauses vorkamen; gemeine Scandale, deren Schauplatz die Familienkreise der beiden Herren waren; die trostlose Empfindung des gemeinen Mannes, solchen Pascha's gegenüber völlig rechtlos zu sein — all' Das würde das Volk endlich durch und durch demoralisiert haben, wenn der gute Kern desselben umzubringen gewesen wäre!

Aber seine angeborne Neigung zum Zeit- und Geldvergeuden, zur Ueppigkeit und Ausschweifung, zum Schlendrian und Aberglauben wurde durch den Druck, worunter es lebte, keineswegs vermindert, sondern nur gereizt und gefördert.

Das Ueberhandnehmen von Verkehrtheiten, Untugenden und Lastern, wie der Gemeinde-, Hochzeits- und Kirchweihzechereien, des Einflusses der s. g. gekettelten Freundschaften, des Wirtshausbesuches, der Schmäh-, Streit- und Raufsucht, die Auswüchse der Kleidertracht und die Zusammenkünfte, welche durch abergläubische Gebräuche, durch Buhl-, Tanz- und Spielsucht veranlaßt wurden, untergruben im Volke mehr und mehr den Boden der Arbeitsamkeit, des Wohlstandes, der Religiosität und Sittlichkeit.

Dieses waren die Zustände der Grafschaft Bonndorf, als Gerbert zur Regierung kam. Welche Aufgabe für ihn, all' die Uebel und Mißbräuche auszumerzen und aus dem Ländchen einen kleinen Musterstaat zu bilden! Aber er hat sie gelöst in derselben meisterhaften Weise, wie die neue Einrichtung des sanctblasischen Klosterwesens.

Der Fürstabt erreichte sein Ziel durch wohlberechnete Weisungen, Anordnungen, Stiftungen und Anstalten, welche theils die Unterdrückung von Lastern und Mißbräuchen, theils die Hebung und Sicherung des Verkehrs, der Landwirtschaft, Industrie, Aufklärung, Religiosität und Sittlichkeit, überhaupt das Gedeihen des volkstümlichen Wohlstandes bezweckten. Es ist bewundernswerth, wie einen gesunden Blick er darin für die practischen Maßnahmen zeigte, deren es zur Durchführung seiner Absichten bedurfte.

Die Gründung eines Spitales und Arbeitshauses für die Grafschaft, die Anlegung gebahnter Chausseen durch das sanctblasische Gebiet, die Unterstützung und Verbesserung der Landschulen, die Einführung der Industrie und Anderes haben ihm schon damalige Reisebeschreiber zum nicht geringen Verdienste angerechnet; er war aber gleich vom Beginne seiner Regierung an

wahrhaft landesväterlich besorgt, nach allen Seiten hin das Wohl der Unterthanen zu fördern, und ließ daher nicht allein die älteren Verordnungen, soweit sich dieselben noch als brauchbar erwiesen, kräftigst handhaben, sondern auch eine Reihe neuer ergehen, wie die veränderten Zeitumstände es erforderten.

Es sind dieser Verordnungen gegen dreißig, welche theils in Geboten und Veranstaltungen, theils in Verboten und Einschränkungen bestehen. Wir geben hier zunächst das Verzeichniß derselben in chronologischer Reihe, um sodann über die bedeutenderen davon einige Erläuterungen und Aufschlüsse folgen zu lassen,

Es waren die Verordnung über Besitz- und Vortheilsgerechtigkeit, wie über die Verwandlung der Bestandes- in Schupflehenhöfe; das Verbot des Vorsträuens der Weibsbilder beim Flachs- und Hanfbrechen, wie beim Jetten in den Feldern, der Freudenmäler (Helsen, Westerlegen), des Fluchens und Schwörens, welches leider höchst in Schwung gekommen; die Abstellung der Scholterbänke und Marktschreier, Glückhafener, Bruchschneider und Waldmänner, sämmtlich von 1765; die neue Forst- und Waldordnung; die Verordnung über Viehmängel und über die Haus-Theilungen, von 1766, wie über die Ställe und Tennen, daß sie wegen einreißendem Holzmangel mit Steinen und Lehm zu belegen seien, von 1767.

Hier trat durch das Brandunglück von 1768 in der landesväterlichen Regierungsthätigkeit des Fürsten eine Unterbrechung ein, da er seine ganze Arbeit und Sorge darauf verwenden mußte, die Klostergebäude wieder herzustellen; doch nach wenigen Jahren schon wurden die Reformen in der Grafschaft fortgesetzt.

Zunächst erschien im Jahre 1771 eine durchaus nothwendig gewordene Schulordnung für die Land-

schulen derselben; dann folgten Verordnungen gegen das Kaffetrinken und Tabakrauchen, welches der Jugend unter 24 Jahren zu verbieten, von 1775; gegen das Branntweinbrennen aus Getraide, von 1777; gegen die Viehut durch Knaben und Mädchen beisammen; über die Aufrichtungs-Trünke bei Neubauten, von 1778; eine Brandversicherungs-Ordnung, von 1780, und in Folge derselben die Verordnung, daß die Häuser möglichst von Stein aufzuführen und die Dächer mit Ziegeln zu decken seien, von 1781; Verordnungen über die Haltung der Sonn- und Feiertage, wie daß während dem jährlichen Kreutzgange nach Todtmoos ein Theil der Leute daheim zu bleiben habe; eine Haus- und Gesinde-Ordnung, und eine Verfügung, daß die Unterthanen über ihren nothwendigen Fruchtgebrauch noch einen Vorrath behalten sollen, sämmtlich von 1782; eine neue Bettel-Ordnung in Folge der Errichtung des Spitales zu Bonndorf; ein Verbot der üblichen Vortänze, da sie öfters zu Wortstreiten und Händeln führten, von 1783, und des abergläubischen und schädlichen Wetterläutens, von 1786; Vorordnungen über die Einstands- und Zugsberechtigung, wie wegen der Häute durch Seuchen gefallener Thiere, von 1787; ferner wegen der Feuerreiter, von 1792, und endlich über die Sonn- und Feiertags-Schulen, von 1793.

Was nun die erste dieser Verordnungen betrifft, so war sie veranlaßt durch das alte Herkommen, daß bei älterlichen Uebergaben oder Todesfällen der jüngste Sohn, oder beim Abgang männlicher Kinder die älteste Tochter das s.g. Besitzrecht haben sollte, welches in dem Vortheile bestund, das hinterlassene Bauerngut nach billigem Anschlage übernehmen und die übrigen Geschwister mit Geld abfertigen zu können.

Hieraus aber entsprangen mehrfache Nachtheile, denn da die Aeltern ihr Leibgeding nur vom Jüngsten zu erwarten hatten, so kümmerten sie sich wenig um die anderen Kinder, sondern verwendeten ihre Mühe fast allein auf ihn, wogegen derselbe, sich auf sein Besitzrecht verlassend, gewöhnlich weniger gehorsam, fleißig und sittsam war, öfters sogar einem lockern Leben nachhieng, wozu er von schlimmen Kameraden oder mannsüchtigen Dirnen verführt wurde.

Die übrigen Kinder aber zeigten dem Besitzberechtigten gegenüber wenig Interesse an der Wirtschaft, lebten nachläßig und mißmuthig, wobei das schlecht betriebene Bauerngut so mit Schulden belastet wurde, daß der Uebernehmer oft nicht im Stande war, die herrschaftlichen Abgaben zu entrichten, die Gläubiger und Geschwister zu befriedigen.

Aus diesen und noch anderen Gründen hob Fürst Martin, nach dem Vorbilde der fürstenbergischen Vorordnung von 1757, die alte Gewohnheit auf und bestimmte für die Zukunft, daß die Söhne zwar den Vorzug vor den Töchtern haben sollen, unter denselben aber kein solcher zu machen, sondern auf die vorzüglichere Tauglichkeit zu sehen und bei gleicher Befähigung dem jüngsten der Vorzug zu geben sei.

Rücksichtlich der sanctblasischen Bestandshöfe im Bonndorfischen hatte sich seit Längerem herausgestellt, daß dieselben, da sie von allen Steuern und Anlagen befreit waren, immer bereitwillige Uebernehmer fanden, aber niemals zu einem rechten Gedeihen gelangten.

Denn solche Hofbestände erwiesen sich als wenig vortheilhaft, weil die Maier bei der gewöhnlich kurzen Bestandszeit zu keiner Verbesserung der Güter ermuntert, sondern nur dazu angespornt sein konnten, allein ihren Eigennutzen im Auge zu haben, während sie

bei Mißjahren und Unglücksfällen die Herrschaft durch Hilfs- und Nachlaßgesuche belästigten.

Der Fürst entschloß sich daher, die Bestandshöfe zu Bonndorf, zu Boll, Tanneck, Oetiswald, Rockenbach, Horben, Rohr, Windberg und Schwarzenbach in Schupflehenhöfe zu verwandeln, welche zwar nur „auf den Leib", d. h. auf die Lebenszeit des Lehenmannes, verliehen waren, nach dessen Hingange die Erben vom Hofgute „geschupft" werden konnten, dabei aber den üblichen Vortheil genossen, daß die Wittwe mit ihren Kindern die erste Anwartschaft auf das an den Lehenherren rückerstorbene Lehen besaßen.

Die Verwandlung des Bestandes in ein Lehen gründete sich also hier auf den natürlichen Schluß, daß „ein Lehenmann, welcher sich sein Hofgut für die ganze Lebenszeit, ja für Weib und Kinder, gleichsam versichert sehe, eine ermuthigende Freude daran haben müße und keine Mühe, keine Arbeit und Kosten sparen werde, um dasselbe in immer bessern und nutzbringendern Stand zu setzen."

Was die Verordnung über die Haustheilungen anbelangt, so war schon 1750 bestimmt worden, daß man nicht nur dieselben in's Künftige unterlassen, sondern auch trachten solle, solche Haustheile wo möglich wieder zusammen zu bringen. Denn es fand sich beinahe kein Taunerhaus mehr, welches nicht zwei bis fünf Theile mit eben so vielen Familien enthielt.

Selbst in den Bauernhäusern fieng dies Unwesen an einzureißen, wodurch alle Orte mit Bewohnern übersezt zu werden, und Bauern, wie Tauner, zu verarmen drohten, weil man sich mit Anbauten zu helfen suchte, was die Almenden, Kraut- und Grasgärten verringerte, und die Waldungen wegen des vermehrten Holzverbrauches zu sehr in Anspruch nahm.

Aber noch mehr litt unter diesem Uebelstande die Sittlichkeit; denn es waren viele Häuser zu finden, wo wegen Mangel an Raum verheuratete Leute, Knechte und Mägde, junge Bursche und Mädchen, in einer und derselben Kammer ihre Liegerstätte hatten.

Dabei konnten Zusammenschläfereien, Verführungen, Aergernisse und Nachtheile nicht ausbleiben. Deshalb gebot der Fürstabt eine Visitation der Wohnungen durch die Ortsvorgesetzten, und überall, wo sich der Mißstand zeigte, die Absonderung der Geschlechter und Stände von einander.

Nach der Wiederaufnahme der Reformarbeit im sanctblasischen Reichsgebiete war der erste Schritt des Fürsten die Erlassung einer wohl schon früher unternommenen, aber durch den Klosterbrand in's Stocken gerathenen Schulordnung; denn die Landschulen im Bonndorfischen befanden sich damals noch in einem höchst kläglichen Zustande, welcher vor allem verbessert werden mußte, wenn die meisten der übrigen Reformen von nachhaltigem Erfolge sein sollten.

„Der ganze Begriff", heißt es im Eingange dieser Ordnung, „welchen man in den Dorfschaften bisher von dem Schulamte gehegt, war kein anderer, als daß man unter dem „Schulmeister" einen Menschen verstand, dessen Zweck es sei, ohne selber Etwas gelernt zu haben, durch spärlichen Unterricht der Dorfkinder ein Stück Geldes zu verdienen."

„Solche Leute, denen alle Befähigung für den Schuldienst gemangelt, wußten sich den Gemeinden aufzudrängen, da man häufig niemand Bessern oder Wohlfeilern bekommen konnte. Sie unterrichteten in einigen Stunden des Tages während wenigen Wochen der Winterszeit die Jugend, ohne Art und Ordnung, auf's Allerdürftigste im Lesen und Schreiben, aus dem

Schulbuche unverständlich Etwas herzustaxen, mit der Feder unförmliche Buchstaben auf das Papier zu kratzen, und zur Noth, aus dem Katechismus unverstandene Sätze auswendig herzusagen."

Es wurde nun verfügt, daß die Gemeinden sich nach tüchtigen Lehrern umzusehen hätten und diesen die nöthige Instruction ertheilt. Die Schulordnung von 1771 aber sezte die ganze Schulzeit vom 6ten bis 14ten Jahre fest, nach vier Klassen von je zwei Jahren, worauf als 5te Klasse die Sonn- und Feiertagsschule für die Jugend vom 14ten bis 20sten Jahre eintrat.

In der ersten Klasse sollten die Kinder das Buchstabieren und Zälen, wie das Vaterunser, den Glauben und englischen Gruß erlernen; in der zweiten sodann das Lesen und Schreiben, nebst den Anfängen des Katechismus; in der dritten die Regeln des Schönschreibens, das Lesen von Gedrucktem und Geschriebenem, das Rechnen bis zum Dividieren, und die Communionslehre; in der vierten endlich die Regeln des Rechtschreibens, das Rechnen mit allen 4 Species, die Regeldetrie und den Katechismus über die 10 Gebote, die 5 Kirchengebote und die 7 Sacramente.

Nach Herausgabe der Schulordnung verliefen wieder ein paar Jahre, wahrscheinlich ebenfalls wegen des neuen Klosterbaues, bis die Verordnung gegen den Kaffe und Taback erschien. Die Zauberkraft dieser Luxusartikel hatte sich bald nach ihrer Einführung in Deutschland auch auf dem rauhen Schwarzwalde geltend gemacht, und nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigte es sich, daß in manchen Orten der Grafschaft Bonndorf das Kaffe-Trinken, wie das Taback-Rauchen und Schnupfen, seine Liebhaber gefunden.

Man hielt diese Neuerung für sehr gefährlich und schädlich, selbst nach dem Urtheile von Aerzten, und

sah es mit scheelen Augen an, wie da und dorten die Weiber den verdächtigen Moccasaft unter ihre Milch zu mischen pflegten.

Mit Besorgniß und Entrüstung aber erfüllte jeden redlichen Alten die traurige Wahrnehmung, wie die Bauernknechte in den Scheunen und Ställen sorglos ihre Pfeife rauchten, wie die Hirtenbuben auf der Waide sich dem Schmauchen des stinkenden Krautes überließen, und wie nicht allein erwachsene Leute, sondern selbst Jünglinge und Jungfrauen modische Tabacksdöslein bei sich führten!

Daher handelte Fürst Martin ganz nach der Anschauung aller ernsten Männer seiner Zeit, wenn er das Verbot von 1775 ergehen ließ. Jedenfalls war das Tabackrauchen in den meistens mit Gedraidegarben, Heu und Stroh angefüllten Bauernhäusern ein höchstgefährlicher Unfug, welchen man zu verhindern suchen mußte, um die ohnehin so häufigen Feuersbrünste nicht noch vermehrt zu sehen.

Ein Uebelstand anderer Art, welcher tief in das Leben der bäuerlichen Jugend eingriff, war das gewohnte Viehhüten durch Buben und Mädchen beisammen. Es ergaben sich bei solcher Hut häufig die ärgerlichsten Verirrungen des erwachten und gereizten Geschlechtstriebes, durch deren Einberichtung sich Fürst Martin veranlaßt sah, die Gelegenheit zu derartigen „abscheulichen Vorfällen" abzuschneiden. Er verbot es daher, unter schärfster Strafandrohung, daß ferner noch das Vieh von Hirten beiderlei Geschlechts gehütet werde.

Die eben erwähnten häufig wiederkehrenden Brünste in der Grafschaft bestimmten den Fürsten, für dieselbe eine Feuersocietät zu gründen. Er nahm dabei die markgräflich badische Brandversicherungs-Ordnung von 1766 zum Vorbilde, wie es immer bei ihm die Ge-

wohnheit war, das anderwärts vorgefunden erprobte Gute in seinem Bereiche nachzuahmen.

Bald nach Errichtung der Societät erfreute ihn die Nachricht, daß auch die schwarzenbergische Regierung zu Thiengen für die Landgrafschaft Kletgau derselben beizutreten wünsche, was sich sofort durch eine Convention von 1785 verwirklichte.

Eine hauptsächliche Sorge des Fürstabtes, neben diesen weltlichen Angelegenheiten, betraf die Pflege und Förderung des Gottesdienstes, dessen würdige und fleißige Anwohnung unter dem Landvolke seit Langem bedauerlich abgenommen.

Eine nächste Ursache dieser Abnahme erblickte Gerbert in der zu übermäßig angewachsenen Menge von Feiertagen; er hatte daher eine besondere Schrift über deren Verminderung drucken lassen, welche dazu beitrug, daß im Bischtum Constanz, mit Bewilligung des heiligen Stules, vom Ordinariate mehrere derselben wirklich abgeschafft wurden.

Dies waren namentlich die s. g. Bauern-Feiertage, was immer großen Lärm in der Pfarrgemeinde hervorrief. Den Vernünftigen freilich gefiel die Abschaffung, die Wirte aber, die alten Weiber und die liebe Jugend waren sehr darüber erbost; denn jenen schadete sie an ihrer Einnahme, und den jungen Leuten gieng in deren Folge ein Theil ihrer Vergnügungen verloren, während die bäuerlichen Matronen eine solche Verletzung des gewohnten Altherkömmlichen nur mit Aerger und Leidwesen ertrugen.

In der Verordnung, wie einerseits die gottgeheiligten Sonn- und Festtage, und anderseits die abgeschafften Feiertage zuzubringen seien, klagt Fürst Martin bitter darüber, daß ungeachtet „aller von der Geistlichkeit geschehenen Ermahnung die Obliegenheiten des Gottesdienstes

mehrfältig hintenan gesetzt und statt der schuldigen Andacht gegen den Schöpfer die Sonn- und Feiertage nur mit üppigem Müßigang, mit unmäßigem Essen und Trinken, leichtfertigen Spielen und sündhaften Zusammenkünften oder in anderer Weise mit unziemlichen Handlungen verlebt werden."

Er hielt es daher für angemessen, durch seine landesherrliche Gewalt sowohl jene Abschaffung zu unterstützen, als die würdige Haltung der Sonntage und gebotenen Feiertage möglichst zu fördern.

Die Verordnung hierüber befiehlt nun, daß sämmtliche Unterthanen an den Sonn- und Festtagen der Predigt und dem Amte beiwohnen, und des Nachmittags alle Ledigen, darunter besonders auch die Hirtenbuben und Hirtenmädchen, fleißig die Christenlehre und Vesper besuchen; daß Niemand während des Gottesdienstes die Schenk- und Wirtshäuser, die Kegelplätze und Schießstätten betreten; daß an solchen gottgeweihten Tagen alle öffentlichen Lustbarkeiten, namentlich das Tanzen, wie alle weltlichen Geschäfte, alle Feld- und Handwerksarbeiten, gänzlich unterbleiben sollen.

Dagegen wurde dem Volke erlaubt, an den aufgehobenen Feiertagen werktägliche Verrichtungen vorzunehmen und mit oberigkeitlicher Gestattung sich seiner Vergnügungen bei Musik und Tanz zu erfreuen.

Ebenso sehr, wie gegen die Gefahr des Feuers, mußte gegen das nicht weniger gefährliche Unwesen der Bettler und Landstreicher eingeschritten werden. Denn von jeher hatte man dasselbe in den geistlichen und weltlichen Gebieten des deutschen Reiches als eine entsetzliche Plage für Herrschaften und Unterthanen zu beklagen. Es wurden Verordnungen auf Verordnungen dagegen erlassen; aber das Uebel war nicht auszurotten, weil die eine Herrschaft ihre Vagabunden immer der andern zu-

jagte. Man mußte zur Festnehmung und körperlichen Abstrafung greifen, um den Zudrang abzutreiben.

Dabei war es herkömmliche Uebung, die kranken Bettler und Landstreicher auf dem Schube in ihre Heimat zu schicken. Hiegegen aber verordneten die ortenauischen Reichsstädte während der theuern Jahre nach 1770, in unmenschlicher Weise, derlei Fuhren an ihren Gränzen rücksichtslos abzuweisen, wodurch man im benachbarten Fürstenbergischen und anderwärts genöthigt wurde, das Gleiche zu thun.

In dieser Angelegenheit entschied sich der Fürst von S. Blasien für eine humanere Maßnahme. Nachdem es ihm gelungen, den gleich im Beginne seiner Regierung gefaßten Entschluß, „zur Ehre Gottes und zum Besten der Unterthanen“ in Bonndorf ein Spital und Arbeits-Haus zu gründen, traf er die Verordnung, daß die einheimischen armen und kranken Leute, je nach dem Befunde ihrer Umstände, entweder in diese Anstalten verbracht oder ihren Gemeinden zugewiesen, und „ankommende Kranke und Presthafte, welche in ihre Heimat verlangten“, unter nebenmenschlicher Beförderung auf der Bettelfuhr dahin geliefert, alle übe-rigen fremden Bettler und vorgeblichen Handwerksburschen aber gleich den Zigeunern, Landstreichern und Deserteuren, wie die im Lande nicht heimatberechtigten Spielleute, Scheuerkrämer, Raritätenträger, Keßler, Pfannenflicker und Scheerenschleifer, ohne Weiteres fortgeschafft werden sollen.

Unter demjenigen, was Fürst Martin für die Förderung und Sicherung der Landwirtschaft gethan, bemerken wir seine Befehle zur Verhütung des Wildschadens, über welchen von jeher unaufhörlich die bittersten Klagen eingelaufen.

So hatte man bereits 1729 aus dem Oberamte

Bonndorf berichtet: „Eine Menge verschiedenen Gewildes dringt aller Orten in die Aecker, Wiesen und Gärten, selbst Wildschweine, welche besonders in den Kartoffelländern großen Schaden anrichten. Wir bitten daher um Abstellung des Uebels, denn durch dasselbe wird die bisher zur Herrschaft gehabte Veneration der Unterthanen in Bitterkeit und Unwillen verwandelt."

Da aber für die Dauer keine Abhilfe dieses Mißstandes erfolgte, so war zu befürchten, daß „es vom blosen Klagen und Schimpfen zu höchst verderblichen Empörungen kommen werde." Der Fürst ließ daher im Jahre 1768 seine Jäger ernstlich anweisen, den Wildstand möglichst zu beschränken.

Ferner erwähnen wir, daß Gerbert im Jahre 1781 seinen Bauern empfahl, in der Aerntezeit das Korn nicht mehr zu schneiden, sondern wie den Haber zu mähen, was schneller gehe und die Aehren besser beisammen halte, und daß er dieselben aufmunterte, den Kleebau einzuführen, welcher bereits mit großem Nutzen in ganz Schwaben betrieben werde.

Doch sollte es (damit man erfahre, was für Umstände dem Kleewachs auf dem Erdreiche der Grafschaft etwa hinderlich wären) vorerst nur in soweit geschehen, daß an mehreren Orten verschiedener Lage etliche Jaucherte der herrschaftlichen Almendfelder auf landesherrliche Kosten mit diesem Futterkraute angepflanzt werden.

Der Feldbau und die Viehzucht waren in der Grafschaft Bonndorf von Alten her so wesentlich das Gewerbe ihrer Bewohner, daß man jede nur einigermaßen namhafte Industrie für einen Abtrag desselben hielt. Die fürstliche Regierung hatte auch bisher streng darauf gesehen, daß der Bauernwirtschaft keine Kräfte entzogen würden, und nach dieser Maßgabe rich-

tete sich dieselbe auch, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Auswärts her versucht wurde, in den ärmeren Gemeinden der Landschaft einige industrielle Beschäftigung einzuführen.

Nachdem schon der Organist Ruest zu Lichtensteig dem Prälaten von S. Blasien ein Project über die Errichtung einer Baumwollen-Manufactur in den stiftischen Herrschaften vorgelegt, erhielt 1759 Andreas Stiegler zu Gurtweil, welcher die erste Spinnerei dortiger Enden besaß, und 1762 der Negotiant Hunzinger von Aarau, die Erlaubniß, das Baumwollespinnen auch im Bonndorfischen zu verbreiten.

Dem erstern wurden Bezirke im Amte Gutenburg, und dem leztern solche in den Aemtern Bonndorf, Blumeneck und Betmaringen eingeräumt. Die daselbst errichteten Spinnereien unterstellte man dreien Fergern (Fertigern), außer denen es Niemand anderm erlaubt war, im bonndorfischen Gebiete spinnen zu lassen. Dieselben hatten ein genaues Buch zu führen und der Herrschaft von jedem Centner Gespinnstes einen österreichischen Gulden als Recognition zu entrichten.

Zur Wollespinnerei aber trat bald auch die Mousselinstickerei, welche von S. Gallen aus in die Grafschaft Bonndorf verpflanzt wurde. Dieser Industriezweig, womit der Chirurg Wägele den Anfang gemacht, fand daselbst um so größere Verbreitung, als er den Arbeiterinen gar keine Auslagen verursachte und mehr Verdienst abwarf, als die Spinnerei.

Bald nahm daher die Stickerei im Amte Blumeneck, wie im benachbarten Fürstenbergischen, dergestalt zu, daß eine Menge weiblicher Hände sich damit beschäftigten, nicht blos unter den Bauern- und Taunertöchtern, sondern selbst unter den Mägden. Da konnte man deren gar manche, nachdem sie mit ihrer

schmutzigen Stallarbeit fertig war, sauber gereinigt an der Trommel sitzen und wunderschöne Blumen auf die feine Mousseline sticken sehen.

Diese Zunahme der Mousselinstickerei hatte Gerbert bis in's zwanzigste Jahr seiner Regierung eher gefördert, als gehindert; denn während sie 1775 im Amte Blumeneck nur erst 17 Arbeiterinen zälte, waren es 1784 deren über zweihundert!

Wie sich nun aber ergab, daß die Spinner- und Stickerei für das Bauerngewerbe einen Mangel an Mägden zur Folge hatten, worüber sich laute Klagen erhoben, so erließ der Fürst die Verordnung von 1784, worin verfügt wurde, daß über das 14te Lebensjahr hinaus nur den zum Dienste der Haus- und Landwirtschaft untauglichen Mädchen erlaubt sei, sich mit Spinnen und Sticken zu beschäftigen.

Unter all' den Wohlthaten aber, wodurch sich Fürst Martin um die Grafschaft Bonndorf verdient gemacht, sind seine Gründungen und Stiftungen für deren Bewohner am meisten gerühmt geworden; dieselben verlangen daher auch, daß wir ihnen in diesen Blättern eine eingehendere Darstellung widmen.

Als Gerbert im zweiten Jahre seiner Regierung bei einer Oberamtssitzung davon Kunde erhielt, wie unsicher oft die Anlegung der Waisen- und Pflegschaftsgelder geschehe und welche Verluste für dieselben daraus erwüchsen, verordnete er durch ein Decret vom 24sten October 1765, daß alle diese Gelder von dem Rentamte zu Bonndorf, unter landesherrlicher Garantie, aufgenommen und sofort in sicherer Weise neu angelegt werden sollen. Ein besonderes Statut vom 22sten October 1767 regelte die diesfällige Geschäftsbehandlung des Kassenverwalters.

Diese beiden Verordnungen gaben der später so ge-

deihlichen Bonndorfer Waisenkasse ihre Entstehung. Alle Waisen unter 25 Jahren aus den sanctblasischen Reichsherrschaften konnten ihre Gelder gegn 4procentige Verzinsung bei derselben einlegen, waren aber nicht gezwungen dazu, da es den Pflegern gestattet blieb, ihre Waisengelder unter hinlänglicher Versicherung auch anderwärts anzulegen.

Die Herrschaft als Garant war somit Schuldner der Waisen und verlieh diese Capitalien gegen 5 Procent wieder an andere Unterthanen. Die Kasse genoß im Falle einer Gant das Privilegium der zweiten Hypotheke, schlug den Waisen drei aufgelaufene Jahreszinse wieder zum Kapital und leistete ihnen die benöthigten Barzalungen. Bis zum Jahre 1802 wuchs dieselbe auf die Summe von 188,156 Gulden der eingelegten Gelder an und hatte nach dem Ausgleiche ihres Activ- und Passivstandes im Jahre 1806 einen Ueberschuß von 7332 Gulden.

Damals äußerte sich ein amtlicher Bericht: „Diese Kasse gehört zu den wohlthätigsten Anstalten des Landes; denn nicht nur, daß jeder Waise mit seiner Einlage hinlänglich gesichert ist, und zu jeder Stunde sein Geld nach Anweisung des Amtes erheben kann, ihr Fond bildet auch gleichsam eine Bank, wo jeder geldbenöthigte Unterthan ein Darlehen erhält. Daher pflegt man auswärts zu sagen: „Wenn im Sanctblasischen je Einer kein Geld geliehen bekommt, so muß es sicherlich ein Lump sein."

Im Jahre 1772 gründete der Fürst den s. g. reichischen Schulfond zur Besserstellung der Landschullehrer mit einem Kapitale von 4437 Gulden, welches aus bruderschaftlichen und herrschaftlichen Geldern gebildet war. Wenn man bedenkt, wie überaus gering damals die Schulämter besoldet waren, wird einem

die Wohlthat dieser landesfürstlichen Stiftung in ihrem richtigen Werthe erscheinen.

Daß unser Fürstabt schon vor dem Jahre 1783 für die Grafschaft Bonndorf auch ein Spital und Arbeitshaus hergestellt, haben wir bereits erwähnt. Diese Gründung war ein Lieblingsgedanken von ihm, daher wollte er's nicht bei jener ersten beschränkten Ausführung belassen, sondern erweiterte dieselbe in ganz beträchtlicher Weise.

Unter'm 29sten August 1789 erließ Fürst Martin eine Stiftungsurkunde, wornach das Spital für die reichischen Aemter Bonndorf, Blumeneck, Gutenburg und Betmaringen neu errichtet wurde, und zwar besonders in der Berücksichtigung, daß S. Blasien aus diesem Gebiete „die weitaus beträchtlichsten Einkünfte beziehe, während dessen Bewohner vom Stifte mit dem wenigsten Verdienste und Almosen bedacht seien."

Der neue Spitalbau wurde mit einem Kostenaufwande von mindestens 60,000 Gulden ausgeführt, und zum Unterhalte der Anstalt war aus verschiedenen Fonds, wie aus Beiträgen der Herrschaft und Landschaft, ein Kapitalstock von 80,000 Gulden zusammengebracht, welcher sich in der Folge immer etwas vermehrte, bis 1806 um 4000 Gulden.

Nach dem Laute des Stiftungsbriefes sollten eigentlich nur „arme, presthafte, veraltete und dergleichen armselige Personen, welche ihr Brot mit der Handarbeit oder auf andre Weise nicht mehr zu erwerben fähig", in diesem Spitale ihr Unterkommen und ihren nothdürftigen Unterhalt finden; dasselbe wurde aber sofort auch dazu bestimmt, Arbeiter und Züchtlinge aufzunehmen, während Kranke, Blödsinnige und Tolle davon ausgeschlossen blieben.

Dieses sind die Verdienste, welche sich Gerbert um

Land und Leute in der Grafschaft Bonndorf erworben. Vergleicht man nun die früheren Zustände derselben mit ihrer Beschaffenheit unter der Regierung unseres Fürstabts, so stellt sich unverkennbar heraus, daß Martin II dem ehemaligen Mischmasche verschiedentlich erworbener und verschiedenartig gestalteter Gebiete durch gemeinschaftliche Interessen mehr Einheit gegeben und darin durch Ordnung der Verhältnisse, durch Förderung der Thätigkeit und Sittlichkeit, den Wohlstand des Volkes auf eine Weise gehoben habe, welche für die benachbarten Regierungen zu Thiengen und Donaueschingen ein nachahmungswerthes Vorbild abgeben konnte.

Das Volk im Bonndorfischen wußte die Verdienste Gerberts auch recht wohl zu schätzen und bewahrte ihm stets ein dankbares Gedächtniß. In dieser ehrenden Erinnerung errichtete man im Jahre 1856 dem Fürstabte ein Denkmal zu Bonndorf, welches in einem steinernen Standbilde desselben besteht und die Stelle der ehemaligen Pfarrkirche ziert, worauf im October 1867 das 100jährige Bestehen der von ihm gegründeten Waisen- und Sparkasse gefeiert wurde.

Fünfter Abschnitt.

Gerbert als Grundherr und Unterthan.

Die sanctblasischen Besitzungen ausserhalb der Grafschaft Bonndorf bestunden in grundherrlichen Gütern und Rechten unter verschiedener Oberherrschaft; die Aemter in der Schweiz unter den Cantonen Zürich und Bern, das Basler und Krotzinger Amt großentheils unter den Markgrafen von Baden-Durlach, das Wutachamt unter den Fürsten von Fürstenberg und

Schwarzenberg; der Zwing und Bann aber, welcher mit den zugewandten Thälern Schönau und Todtnau das große Waldamt bildete, sodann ein beträchtlicher Theil des Villinger und Krotzinger Amtes, nebst der Herrschaft Staufen oder Kirchhofen, lagen im Fürstentume Vorderösterreich.

Der bedeutendste Complex dieser stiftischen Grundherrschaften, wie das Gotteshaus selber, war also österreichisch, der Abt daher ein Unterthan des Erzhauses und ein Mitglied der breisgauischen Landstände. Bei dieser politischen Körperschaft zälte er zum Prälatenstande und zwar als ständiger Präsident desselben.

Nichts konnte für Gerbert heickler und schwieriger sein, als diese Stellung. Er und sein Gotteshaus hatten von jeher gegen das Erzhaus Oesterreich, als ihre Schirm- und Landesherrschaft, eine große Vorliebe gehegt, und obwohl sie in einzelnen Fällen durch dessen Regierungsmaßnahmen sich gedrückt und verlezt gefühlt, doch aus herzlicher Verehrung der Kaiserin Maria Theresia selbst jene schweren Wunden verschmerzt, welche ihnen und dem ganzen Klosterstande durch die Steuer-Peräquation von 1764, wie die durch Einführung der Erbschafts-Schulden- und Dominicalsteuer von 1767 geschlagen worden.

Die Landschaft Breisgau war von den österreichischen Fürstentümern durch das Kleinod ihrer Verfassung eines der „freiesten Länder des deutschen Reichs"; aber auch kein anderes hieng dem Erzhause mit so unverwüstlicher Treue an, ungeachtet all' der unsäglichen Geldopfer und Bedrängnisse, welche ihm die vielen Kriege desselben verursachten.

Stolz auf diese seltene Freiheit und standhafte Treue, leisteten die Breisgauer alles Menschenmögliche für ihre Landesherrschaft, und galten deshalb

immer als das „vornehmste Patrimonium des Hauses Oesterreich.“ Allein, die sich täglich mehrenden Kriegskosten, Staatsbedürfnisse und Staatsschulden nöthigten die österreichischen Minister, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie die Erblande für das Aerarium ergiebiger zu machen seien. Dabei stießen sie dann auf Hemmnisse, welche in der Verfassung lagen, und mußten daher suchen, dieselbe zu umgehen oder abzuändern.

Zu diesem Zwecke wurde das Fürstentum Vorder-Oesterreich in Kreise eingetheilt und den Kreisdirectoren auch die Landstände untergeordnet. Die Directoren hießen „Kreishauptmänner“ und hatten die Aufsicht und Oberleitung über alle politischen, alle Justiz-, Cameral-, Forst- und Oeconomie-Sachen.

Mit solch' ausgedehnter Amtsgewalt versehen erschien im Jahre 1754 der Graf von Schauenburg als Abgesandter des Wiener Hofes zu Freiburg, um angeblich die dortigen Stadthändel zu schlichten, eigentlich aber, um die breisgauischen Stände mürber zu machen. Das unkluge Benehmen desselben rief jedoch einen Aufruhr gegen ihn hervor und die Veruntreuungen, welche er sich zu Schulden hatte kommen lassen, führten seinen Sturz herbei.

Nach dieser Katastrophe legten sich die politischen Wellen des Landes, und man konnte sofort das schwierige Geschäft der Steuerperäquation beginnen. Da dieser Ausgleichung ein gerechter und billiger Gedanken zu Grunde lag, indem dieselbe die Besteuerung der privilegierten Stände mit jenen des Bauernstandes in's Gleichgewicht sezte, so mußte sie die Stimme aller Vernünftigen, selbst unter Adel und Geistlichkeit, für sich gewinnen. Zu S. Blasien versöhnte man sich allmählig mit dem neuen Regierungswesen und verschmerzte die Opfer, welche dasselbe von den Stiften und Klö-

stern verlangte, bis die Reformen des Kaisers Joseph doch endlich zu rücksichtslos und verletzend in die kirchlichen Verhältnisse eingriffen. An den Fürstabt von S. Blasien traten dadurch Verlegenheiten heran, deren Ueberwindung die größte Klugheit erforderte.

Wie Abt Martin sich allezeit als einen getreuen Reichsfürsten und pflichtbewußten Anhänger des Reichshauptes erwies, so gestattete ihm auch seine Ehrenhaftigkeit niemals, sich zu einer Verletzung derjenigen Unterthanenpflicht zu verirren, welche er als österreichischer Grundherr, Lehensmann und Landstand dem Schirm-, Lehens- und Landesherrn des Stiftes schuldig war. Diese Schranken wußte der Fürstabt strenge einzuhalten, obwohl ihm die Person Josephs durch dessen kirchliche Reformen sehr mißliebig geworden.

Je gefährlicher nun diese Neuerungen für die Kirche und ihre Diener zu werden drohten, um so standhafter glaubte Gerbert als Mitglied und Präsident des breisgauischen Prälatenstandes auf der Wahrung des altherkömmlichen Verfassungsrechtes derselben beharren zu müßen.

Dieses pflichtgetreue Verhalten des Fürstabtes konnte es jedoch nicht verhindern, daß nach dem Hingange seiner kaiserlichen Beschützerin die zähe Verfechtung der prälatenständischen Rechte viel böses Blut am Wienerhofe gegen ihn erregte. Er verschloß aber seinen Schmerz darüber in die stille Brust und hoffte auf bessere Zeiten.

Mit welch' objectiver Anschauung man zu S. Blasien gleichwohl die Regierungs-Thätigkeit des Kaisers zu würdigen verstund, das zeigte Pater Kreuter in seiner Geschichte der vorderösterreichischen Staaten, aus deren Schlußabschnitte wir die folgenden Stellen entlehnen.

„Nachdem sich die Augen seiner Mutter geschlossen, übernahm Joseph II zum Staatsruder des deutschen Reiches auch dasjenige der österreichischen Erblande. Eigenhändig beschäftigte er sich damit, die vornehmlichsten Triebfedern dieser Lande in Bewegung zu setzen. Seine Sorge, die Wohlfahrt derselben zu vermehren, kannte keine Gränzen. Daher war auch beinahe jeder Tag seiner Regierung ausgezeichnet durch eine Verordnung zur Regelung der Kirchensachen und des Gottesdienstes, zur Verbesserung der Justizpflege und Polizei, zur Hebung der Wissenschaften und Künste, zur Aufnahme des Handels, der Industrie und der Gewerbe."

„All' diese Verordnungen sind in unserm Vaterlande zur genauen Ausübung gebracht worden. Ihnen zufolge hat man 22 vorderösterreichische Klöster aufgehoben, viele geistlichen Pfründen, womit keine Seelsorge verbunden war, völlig eingezogen, alle geistlichen Bruderschaften abgeschafft und aus ihrem Vermögen den allgemeinen Religions- und Studienfond gebildet, durch das Pfarreinrichtungs-Geschäft in zu weitläufigen und beschwerlichen Kirchspielen neue Pfarreien und Localcaplaneien errichtet, und in vielen Stücken das Aeußerliche des Gottesdienstes umgestaltet."

„Zu Freiburg wurde das (privilegierte) Priminstanz-Gericht aufgehoben und dafür eine allgemeine Appellations- und Landrechtenstelle geschaffen; an der Hochschule die Zal der Lehrer vermehrt und die Lehrart auf's Beste geordnet."

„In den Gerichtsstuben des Landes sah man in Folge des neuen Gesetzbuches und der neuen Proceßordnung die Rechtshändel vermindert und die Entscheidungen mehr gefördert. Ueberall in den Städten wurden das öffentliche Betteln und dergleichen Uebelstände

abgeschafft, an manchen Orten dagegen Armenhäuser und Fabriken errichtet."

„Joseph bereiste wiederholt, wie seine übrigen Erblande, so auch die vorderösterreichischen Fürstentümer. Seine Persönlichkeit hat uns alle mit Freude und Bewunderung erfüllt. Er erschien nicht als der große Kaiser, als der hohe Gebieter, sondern allenthalben als ein sich herablassender, leutseliger, gnädiger Vater seiner Unterthanen."

„Ruhe und Zufriedenheit in ganz Vorderösterreich liefern den Beweis, wie tief die Verehrung des Monarchen in die Herzen gedrungen sei, und wie glücklich sich Bürger und Landmann unter seinem Scepter fühlten. Zu frühe trennte sich seine große Seele von den Banden des Lebens; am 21sten Hornung 1790 war er nicht mehr unter den Sterblichen."

Es mochte hier der Klostergeistliche wohl in Manchem anders gedacht, als der Zeitgenosse und Unterthan geschrieben haben; aber so viel Einsicht und Aufklärung herrschte doch in S. Blasien, daß man dasjenige, was die josephinischen Reformen des Guten und Nützlichen enthielten, gerne anerkannte, und nur schmerzlichst bedauerte, daß der Kaiser sich durch einen despotischen Zug seines Wesens verleiten ließ, auf ganz willkürliche und unberechtigte Weise in rein kirchliche Dinge einzugreifen.

Mit manchen seiner Verordnungen stimmten Gerberts eigene für die Grafschaft Bonndorf erlassenen völlig überein und in soferne war der Fürstabt gewiß ein aufrichtiger Verehrer und eifriger Nachahmer Josephs; aber desto weher mußte es ihm thun, denselben auf die Abwege gerathen zu sehen, welche seinen Ruhm so sehr geschmälert haben.

Am meisten schmerzte es den Fürstabt, daß der Kai-

ser, nachdem die vorderösterreichischen Stifte und Klöster durch seine Gesetze und Anordnungen so empfindlich beschränkt und beschwert worden, durch eine lebhafte Begünstigung der Emser Punctationen nun auch die päpstliche Macht gefährdete, und die Einheit zwischen dem heiligen Stule und den Erzbischöfen, wie zwischen diesen und den Bischöfen, zu erschüttern drohte.

Alles das erzeugte in der Brust des streng kirchlich gesinnten Prälaten eine Verbitterung, welche ihn zu einem um so schärfern Urtheile über Joseph II drängte, je verehrungswürdiger ihm dessen Mutter gewesen. Wie berechtigt dieses Urtheil war, dürfte aus der trefflichen Characterschilderung des Kaisers von Lord Brougham zu ersehen sein, der wir folgende Stellen als hierher gehörig entnehmen.

„Josephs flämische Reformen und seine wirklichen Angriffe auf die Freiheiten der Flämender endeten mit einer offenen Empörung, welche die Niederlande zur Zeit seines Todes in die größte Aufregung versezte. Bei einem weit edleren Gegenstande fehlte ihm dann wieder die nöthige Festigkeit, und seine übelverdauten und unbesonnenen Neuerungen dienten mehr dazu, das Uebel zu befestigen, als es zu entfernen."

„Er wollte die Klöster aufheben, die Berufungen nach Rom verhindern und das Recht der Ordination und der Absetzung im Lande selber haben, griff aber so unbesonnen darein, daß er alle Classen der Geistlichkeit im Reiche allarmierte und den Papst selber veranlaßte, eine Reise nach Wien in der Absicht zu unternehmen, ihn von seinen Projecten abzubringen, indem er ihm die gefährlichen Folgen von deren Ausführung vor Augen stellte."

„Aber ein höflicher Empfang war Alles, was der geistliche Souverain erlangte, und nach seiner Rück-

kehr hob der Kaiser rasch die Diöcesan-Seminarien auf, mit Ausnahme von fünf oder sechs einzigen für sein großes Reich, gab den Diöcesen neue Gränzen und veränderte das ganze Ehegesetz, indem er zuerst in katholischen Landen die Ehescheidung gestattete."

„Zu gleicher Zeit entfernte Joseph die Bilder aus den Kirchen, um in unwichtigen, wie in minder wichtigen Dingen, den Lauf seiner vorzeitigen Neuerung zu verfolgen. Hiedurch aber zeigte er, daß ihm die große practische Regierungsregel gemangelt, welche es verbietet, gegen die Gefühle der Menge, wie unbedeutend öfters auch der Gegenstand sei, worauf sie sich beziehen, zu stark anzustoßen, so lange kein entsprechend wichtiger Zweck damit erreicht werden kann."

„Die Entfernung der Bilder war aber noch lange nicht die geringfügigste der Einzelheiten, worauf sich seine Reformen erstreckten. Er ermüdete die Geistlichkeit und das Volk mit einer Menge neuer Bestimmungen in Betreff der Fasten, der Processionen und Kirchenceremonien, welches lauter Dinge sind, worein sich zu mischen, die weltliche Gewalt niemals das geringste Recht haben kann."

„Derlei Gegenstände sollten die Aufmerksamkeit eines regierenden Fürsten nicht verdienen, daher pflegte Friderich II den Kaiser auch nur seinen „Bruder Sacristan" zu nennen. Solche Grillen der Machthaber sind allzeit geeignet, nicht nur die Betreffenden zu verletzen und zu reitzen, sondern auch den Ruf und das Ansehen ihrer Urheber zu untergraben."

Als Joseph II mit Tode abgegangen, war die Stimmung im Lande eine sehr verschiedene. Die Freunde seiner Neuerungen versanken in tiefe Trauer und der Landmann empfand es lebhaft, welchen väterlichen Beschützer er verloren; die bevorrechteten Stände dage-

gen, zumal der Adel und die Geistlichkeit, fühlten sich von einem Herrscher befreit, dessen despotische Regierungsart sie zu bitteren Klagen über ein Geschick gezwungen, welches ihnen „seit fünfzig Jahren, am Härtesten aber seit 1781, durch die allerseits in quanto et quali erlittenen außerordentlichen Reformationen" widerfahren sei!

Kaum hatte daher der neue Landesherr, Kaiser Leopold II, den Thron bestiegen, als die breisgauischen Stände all' ihre Beschwerden zusammen trugen, um damit eine Vorstellung an ihn zu unterstützen, welche den Zweck hatte, auf die Rücknahme oder Modificierung der josephinischen Verordnungen hinzuarbeiten. In diesem Sinne wurde im April 1790 eine prälatenständische Conferenz abgehalten, bei welcher die herrschende Stimmung unverhüllt zu Tage trat.

„Wir werden", hieß es, „nach den Rechten eines absoluten Monarchen über eine eroberte Provinz behandelt. Von Landständen ist nur noch der Namen übrig geblieben. Dieselben können nicht mehr den Vermittler zwischen Regent und Unterthanen machen, nicht mehr die politische und bürgerliche Freiheit handhaben. Kaum noch mit einem Informative werden sie angehört, bei Ausschreibung der Auflagen, Gesetze und Verordnungen, welche wesentlich die Constitution selber berühren. Nicht einmal der Landescredit ist noch in ihren Händen, denn sie sind unfähig, einen öffentlichen Fond zu garantieren."

„Der landständische Conseß hat keinen einzigen Zweig der Landesverwaltung mehr eigen, außer der Steuererhebung, den Promulgationen und Botengänge; er steht unter dem Vorsitze des Regierungs-Präsidenten und unter der Bevormundung der landesfürstlichen Kammer."

„Ständische und herrschaftliche Rechte werden zu Kronregalien gemacht. Die Auflagen, ordentliche wie außerordentliche, directe wie indirecte, hat man ungemein erhöht. Der Religions- und Studienfond ist eine Finanzspeculation, wodurch eine Menge von Ausgaben, welche das Aerarium zu bestreiten hatte, dem Lande zur Last fallen.“

In Folge dieser Conferenz und ähnlicher Berathungen beschloß man die Absendung einer Deputation, welche die inzwischen ausgefertigte Vorstellung dem Kaiser überreichen sollte. Als es aber bekannt geworden, womit man auf dem Landhause umgieng, erhob sich unter den Freunden der josephinischen Reformen eine laute Mißbilligung, welche auch unter das Volk drang und vermittelst einer anonymen Schrift dem Consesse an's Herz gelegt wurde.

Gleichwohl aber kam die Deputation zur Ausführung, und zwar im Vereine mit den schwäbisch-österreichischen Ständen. An der Spitze derselben stund der Fürstabt von S. Blasien, welcher als Vorsteher seines Gotteshauses und als Präsident des breisgauischen Prälatenstandes von jeher für die Verteidigung des hergebrachtem Rechtes der Klöster und Landstände mit entschiedenem Eifer aufgetreten, weil ihn die Ueberzeugung beseelte, dazu befugt und verpflichtet zu sein.

Warum auch sollte Gerbert nicht all' seine Kräfte und Mittel zur Abwehr aufgeboten haben, als man die Grundmauer des Hauses, worin er mit so warmer Anhänglichkeit wohnte, auf jede Weise mit List und Gewalt zu untergraben suchte? Kein unparteiisches Urtheil konnte ihm das verargen.

In diesem Sinne ist es aufzufassen, wenn der Fürstabt nach dem Hingange Josephs II am Wiener Hofe und beim päpstlichen Stule eifrigst für Reactivierung

der früheren Zustände bemüht war, um auch für die Stifte und Klöster das Hauptsächliche von dem womöglich wieder zu erlangen, was denselben während der josephinischen Periode entrissen worden.

Die breisgauische Deputation verweilte vom Mai bis zum December in Wien und kostete das Land über 15,000 Gulden; ihr Ergebniß aber war ein so geringes, daß der Conseß es bedenklich fand, dasselbe nur zu verkünden! Eine höchste Entschließung vom 21sten September 1790 gewährte den Ständen unter allen dreißig Artikeln ihrer Vorstellung kaum fünf oder sechs; die überigen wurden theils entschieden abgeschlagen, theils auf eine weitere Untersuchung verschoben.

So kehrte denn unser Fürstabt mit seinen Gefährten in dem bittern Gefühle vielfach getäuschter Hoffnung nach der Heimat zurück. Wie schwer mußte es ihm fallen, seine tief verlezten politischen und kirchlichen Ueberzeugungen der hochgeschraubten Pflicht des Unterthanen nachzusetzen, und die öffentlichen Schmähungen und Angriffe zu ertragen, welche seit jüngster Zeit über ihn ergiengen!

Denn die damalige „aufgeklärte Gesellschaft“ hatte in den Schriften und Handlungen Gerberts bis zu seiner ecclesia militans und seiner Absendung nach Wien den berühmten Fürstabt nur von der Lichtseite erblickt, eine gewaltige Schattenseite an ihm entdeckte sie jezt erst. Von dem an verlor der „liberale Prälat“ seine Geltung in der herrschenden Meinung und wurde von den Eiferern des Fortschrittes für einen Hauptarbeiter im Weinberge der Reaction angesehen.

Das ist allezeit so gewesen. Jeder bedeutende Mann, welcher in politischer oder kirchlicher Beziehung etwas Namhaftes leistet, geht der Gefahr entgegen, beim nächsten Umschwung der Verhältnisse in Mißcredit

zu gerathen. Aber die Geschichte, diese unabwendbare Richterin, bringt immer die edlen Charactere und wahren Verdienste wieder zur Sprache.

Was nun die Verwaltung der grundherrlichen Gebiete von S. Blasien unter dem Abte Martin betrifft, so enthalten die Acten nicht undeutliche Fingerzeige, daß derselbe auch hier auf die Einführung der Industrie und die Hebung des Wohlstandes und der Sittlichkeit unter seinen Gotteshausleuten väterlich eingewirkt, obgleich ihm durch die landesherrliche Vielregiererei die Hände dabei sehr gebunden waren.

Unter der Bevölkerung des ehemaligen Waldamtes oder Zwing- und Bannes hat sich daher, ähnlich wie im Bonndorfischen, eine achtungsvolle Erinnerung an den Namen Gerbert erhalten.

Sechster Abschnitt.

Gerbert als Gelehrter und Schriftsteller.

„Der gelehrte Fürstabt von S. Blasien", das ist der gewöhnliche Ausdruck, womit Gerbert von den Schriftstellern bezeichnet wird. Seine Gelehrsamkeit aber war eine ebenso ausgedehnte, als gründliche. Er bewegte sich auf verschiedenen Feldern der Wissenschaft und Literatur, namentlich auf dem theologischen und historischen, berührte jedoch auch das Gebiet der Kunst, soweit es Kirchengesang und Kirchenmusik betraf.

Während Gerbert als Lehrer und Bibliothekar wirkte, also in einem Zeitraume von kaum neun Jahren, giengen 18 theologische Schriften aus seiner Feder hervor, welche darauf abzielten, den Studien der Gottesgelehrtheit zu S. Blasien eine wissenschaftlichere und freiere Richtung zu geben. Und nach seiner Wahl

zum Abte bis in's lezte Lebensjahr erschienen von ihm noch 12 theologische, vornehmlich aber 8 historische Arbeiten, deren Werth bis zur Stunde ein allgemein anerkannter geblieben.

Gerbert erwarb sich durch seine meistens mit typographischer Eleganz ausgestatteten gelehrten Werke einen hochgeschätzten und weit verbreiteten Namen. Er stund mit einer Menge von Gelehrten des In- und Auslandes in schriftlichem Verkehre, und die literarischen Gesellschaften zu London, Roveredo, Berlin, München und Mannheim ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Sein Ruhm in der europäischen Gelehrten-Republik nahm täglich zu, bis die kirchlichen Schriften seines lezten Jahrfünftes denselben verdunkelten.

Unseres Fürstabts wissenschaftliche Thätigkeit beschränkte sich aber nicht allein auf die Abfassung eigener Werke, seine gelehrten und literarischen Plane dehnten sich in großartiger Weise auch auf ein Unternehmen aus, woran die talentvollsten seiner Capitularen und die bedeutendsten Historiker Deutschlands und der Schweiz theilnehmen sollten.

Wie unlang zuvor der Pater Ziegelbauer aus Zwiefalten den weitreichenden Gedanken einer Gesellschaft von benedictinischen Gelehrten zur Bearbeitung einer ausführlichen Literaturgeschichte seines Ordens angeregt und das Werk in Angriff genommen, so faßte man zu S. Blasien den kühnen Entschluß, einen Gedanken des gelehrten Geschichtsforschers Eckard zu verwirklichen, indem derselbe geäußert: „Eine Geschichte der Bischöfe von Deutschland müßte von größter Wichtigkeit sein; denn diese Kirchenfürsten, welche so häufig das Reichscanzleramt versahen, waren mit den Herzogen und Grafen die nächsten am Kaiserthrone; unter ihrer Autorität wurden die kirchlichen und staatlichen

Angelegenheiten geordnet und verwaltet, die Gesetze erlassen und der Frieden des Reiches berathen."

Diesen Eifer seiner gelehrten Conventualen für ein Werk, welches ihm zur Aufklärung der Geschichte des deutschen Mittelalters ganz wesentlich beizutragen geeignet schien, begrüßte Gerbert mit dem freudigen Ausrufe: Herr, nun entlasse deinen Knecht!

Er unterstüzte das weit aussehende Unternehmen, dessen Gedeihen nur durch vereinigten Fleiß vieler Gelehrten und durch fürstliche Municicenz möglich sein konnte, auf alle Weise; denn die Ausführung desselben war ein Lieblingsstreben des Fürstabtes.

Es sollte nach dem großen Vorbilde der Gallia sacra des maurinischen Gelehrtenverbandes, eine Germania sacra geschaffen werden, eine Kirchengeschichte von Deutschland in den Rahmen sämmtlicher Bischofssprengel des Reiches. Gerbert erließ daher eine Einladung mit ausführlichem Programme an die gelehrte Welt, um die nöthigen Materialien und Mitarbeiter zu gewinnen, und hatte die Befriedigung, das Unternehmen an vielen Orten mit Interesse aufgenommen zu sehen.

Von den damals namhaftesten Historikern in Süddeutschland und der Schweiz sagten der Weihbischof Würdtwein zu Worms, der Pater Vandermeer zu Rheinau, der Stadtpfarrer Meichelbeck zu Kaufbeuern, der General Zurlauben in Zug und der Patricier Haller in Bern ihre Unterstützung und Förderung des Unternehmens bereitwillig zu, und in S. Blasien selber wurden die gelehrteren und talentvolleren Capitulare Ussermann, Neugart, Eichhorn, Buß und Keller von ihrem Abte zu Mitarbeitern ersehen.

Nach dem festgesetzten Plane des weit aussehenden Werkes sollte dasselbe enthalten 1) eine Geschichte des alten Deutschlandes, seiner Religionen, Sitten und

Gebräuche, 2) eine Geschichte der alten deutschen Gelehrsamkeit und Literatur, 3) eine Beschreibung der geistlichen Provinzen und ihrer untergeordneten Bischoftümer in chronologischer Ordnung, 4) eine historische Beschreibung der Collegiatstifte, Klöster und Ritterhäuser eines jeglichen Bischofssprengels, 5) eine Aufzälung und Schilderung der Heiligen, wie der durch Gelehrsamkeit und geistliche Verdienste ausgezeichneten Männer eines jeden Sprengels, und endlich 6) als Einleitung zu den Provinzen und Bischtümern je eine Abhandlung über deren Ursprung, Gränzen und Schicksale.

Die Sanctblasier legten nun rüstig ihre Hand an das Werk; da aber raubte ihnen der Tod den eifrigsten Förderer desselben und der französische Revolutionskrieg die nöthige Ruhe zur Arbeit. Gleichwohl erschienen noch vor dem Zusammensturze des deutschen Reiches die Beschreibungen der Diöcesen Constanz, Chur, Würzburg und Bamberg.

Bei all' diesen gelehrten und literarischen Arbeiten Gerberts verhalfen ihm seine Reisen, seine Bücherkenntniß und Belesenheit zu einer seltenen Umsicht und Fülle des Wissens. Der Philosoph, Theolog und Canonist, der Historiker, Diplomatiker und Archäolog, arbeiteten sich dabei gegenseitig in die Hände, und so gewannen die gerbert'schen Werke jene vielseitige Gelehrsamkeit, welche man an ihnen bewundert. Er zeigte sich in denselben bald als gründlichen Forscher und kritischen Untersucher, bald als getreuen Schilderer und beredten Darsteller.

Gerbert schrieb beinahe ausschließlich lateinisch. Er besaß eine große Gewandtheit in dieser Sprache; aber gleichwohl nannte ein Kritiker seine lateinische Schreibart „etwas diffus und confus", was wir in Bezug

auf gar manches Blatt seiner Schriften nicht in Abrede stellen, jedoch mit der Menge von Gedanken, Reminiscenzen und Betrachtungen, welche sich während der Arbeit seinem Geiste aufdrängten, wohl in billiger Weise entschuldigen dürfen.

Deutsch schrieb der Fürstabt nur selten in Briefen (seine Verordnungen sind von Anderen concipiert) und nur einmal in einer Druckschrift; hier aber herrscht ein so einfacher, reiner und klarer Styl, daß wir nicht umhin können, dem Leser eine Probe davon mitzutheilen. Jene Anrede, worin er seine Klostergeistlichkeit auf das Einweihungsfest der neuerbauten Kirche zu S. Blasien vorbereitete, enthält folgende Stellen.

„Kaum bestund hier ein Haus, um Gott darin zu dienen, so wurde auch schon Bedacht darauf genommen, wie man dem Vaterlande nützlich sein könnte. Es wurden daher Schulen errichtet, in denen Jünglinge von der ersten Jugend an Unterricht in der Wissenschaft erhielten. Es traten mittlerweile Männer aus diesen Schulen hervor, welche sich um die Gelehrsamkeit ganz besonders verdient gemacht. Hierunter müßen wir billig die Priester Bernold und Otto von S. Blasien zälen, welchen beiden man einen großen Theil der Geschichtskenntniß ihrer Zeiten verdankt."

„Mit den Wissenschaften, mit der Ordnung und Klosterzucht verbreitete sich auch der Ruhm S. Blasiens in die Ferne. Dasselbe wurde eine fruchtbare Pflanzschule für viele anderen Gotteshäuser durch alle Hauptheile des alten Reiches, durch Baiern, Sachsen, Alemannien und noch weiterhin."

„Es würde kaum begreiflich sein, wo man so viele tauglichen Männer hergenommen, um sie bald dahin, bald dorthin zu verschicken, wenn ebenberührter Bernold nicht bezeugte, daß das Gotteshaus durch

den erstaunlichen Zulauf von Bekennern genöthigt war, theils neue Gebäude zu errichten, theils die alten bedeutend zu erweitern."

„So kann ich behaupten, daß S. Blasien, sowohl inner- als außerhalb seiner Mauern, sich immer vervollkommnet habe, bis im Jahre 1322 eine gählings ausgebrochene Feuersbrunst während weniger Stunden den größten Theil des Gotteshauses in Schutt und Asche gelegt! Einzig die beiden Hauptkirchen wurden nicht ganz zu Grunde gerichtet."

„Allein uns hat leider im Jahre 1768 dies harte Schicksal getroffen. Das ausgebrochene Feuer wüthete mit dem Sturmwind' in die Wette. Selbst das Wasser, welches man zum Löschen herbei trug, beförderte den Umsturz der vom Brande glühenden Mauern. Nur der Erdboden duldete uns noch, damit wir unser Elend ansehen und bejammern konnten, und um die heißen Thränen aufzufangen, deren bittere Tropfen von unsern gen Himmel nach Hilfe flehenden Augen floßen."

„Wir erinnerten uns jedoch vertrauensvoll der Worte meines heiligen Namenspatrones Martin, daß der liebe Gott desto näher sei, je größer die Gefahr! Hievon überzeuget uns unsere unter den grausamsten Verfolgungen aufgewachsene katholische Kirche, deren Drangsale derselbe noch vor Augen gehabt."

„Uns Lebenden aber drohen jene weit gräulicheren Zeiten, welche Christus vorausgesagt, weshalb er wie seine Nachfolger, die Apostel und Kirchenväter, den Gläubigen eine beständige Wachsamkeit und ein unabläßiges Gebeth anbefohlen."

„Erbauen und stärken wir uns an dem Beispiele unserer Vorfahren. Welch' einen Glanz der Weisheit und Heiligkeit haben sie nicht allein auf unserm Schwarzwalde, sondern auch in die fernsten Gegenden verbreitet!

Die Aebte Berthold zu Gneßen in Steyermark, Hartmann zu Göttweih in Niederösterreich, Werner zu Wiblingen in Schwaben, Dietrich zu Donauwerd in Baiern, Leutfried zu Muri und Frowin zu Engelberg in der Schweiz, alle waren sie aus dem Kloster S. Blasien begehrt!

„Und hier selber, wo doch leider beinahe Alles, was der ältern Geschichte des Stiftes angehörte, von den Flammen verzehrt worden, hat eine besondere göttliche Vorsicht das Gedächtniß vieler gelehrten und heiligen Mönche aufbewahrt.“

„Sollten uns dieselben nicht antreiben, auf den Wegen zu wandeln, welche sie uns durch so treffliche Beispiele gebahnt haben? Sollten wir uns nicht befleißen, wie sie gethan, durch einen frommen und thätigen Wandel den Segen Gottes auf diesen Ort herabzuziehen? Möge uns die Ermahnung des Propheten recht tief zu Herzen gehen: „Es spricht der Herr: Besseret euere Wege und euere Werke, so will ich an diesem Orte allezeit bei euch wohnen.“

Dergestalt war Gerbert unabläßig bemüht, die rühmlichst bewährten Verdienste, welche sich der Benedictiner-Orden von jeher um die Gelehrsamkeit und Literatur im Großen und Kleinen erworben, sowohl durch eigene Werke, als durch umsichtige Förderung der gelehrten Studien und Arbeiten seiner Conventualen, fortzusetzen und zu vermehren.

„Seinen Namen als eines vorzüglichen Gelehrten“, schreibt Schlichtegroll im Necrologe von 1793, „wird die Literaturgeschichte nicht untergehen lassen; denn er bereicherte die Literatur mit Werken, welche nur ein Mann in seiner Lage zu liefern vermochte, theils wegen der mühesamen historischen Forschungen, worin seine Muße und sein Local ihn ganz besonders begün-

stigten, theils wegen des Umstandes, daß diese voluminösen und kostbaren Werke in der eigenen Druckerei des Stiftes und auf Kosten desselben gedruckt werden konnten.“

„Als Professor der Philosophie und Theologie veröffentlichte Gerbert eine große Anzahl von Schriften, welche in diese Fächer einschlugen, als Bibliothekar seinen „Apparat zur theologischen Erudition“, nebst anderen schon früher entworfenen Arbeiten, als Fürstabt aber, mitten unter den vielen politischen und häuslichen Geschäften, seine historischen Hauptwerke, deren Werth allgemein anerkannt ist.“

„Dieses waren die Fortsetzung der „Denkmäler des Hauses Oesterreich“, welche Herrgott und Heer begonnen, der „Briefcodex König Rudolfs von Habsburg“, das große Werk „über Kirchen-Gesang und Kirchen-Musik“, das ähnliche über „die alte alemannische Liturgie“, und endlich seine „Geschichte des Schwarzwaldes.“

„In den lezten Jahren wählte Gerbert für schriftstellerische Arbeiten mehr das ascetische Fach. „Die heilige Einsamkeit“ sollte den Priester zu einem wahrhaft tugendsamen Leben anleiten; „die kämpfende Kirche“, welche Aufsehen erregte und in's Deutsche und Italienische übersezt wurde, hatte den Zweck, aus der Geschichte darzuthun, daß es jedesmal traurige Folgen gehabt, wenn weltliche Herren sich Eingriffe in kirchliche Angelegenheiten erlaubt, und die Abhandlung „über das Erhabene im Evangelium“, deren Erscheinen er nicht mehr erlebte, war von ähnlicher Tendenz.“

„Diese lezteren Schriften sind fromme Stimmen eines um den Zustand der Religion besorgten Greises. Seine Absicht dabei war auf das Gute, auf die Beglückung der Menschen gerichtet. Er befürchtete eine Spal-

tung in der katholischen Kirche, und von diesem Gesichtspuncte aus müßen seine späteren Arbeiten angesehen werden, wenn man in Beurtheilung derselben gerecht und billig sein will."

Ein solcher Gelehrter und Schriftsteller der katholischen Kirche aber mußte dem Oberhaupte derselben eine höchst erfreuliche Erscheinung sein. Und in der That hegte Pius VI, seit ihrem Zusammensein in Rom, stets eine besondere Hochachtung für den berühmten Prälaten von S. Blasien.

Er hatte denselben wiederholt persönlich gesprochen, erhielt von ihm die bedeutenderen seiner Werke zugesendet, dankte dafür in huldvollen Antwortschreiben, und ermunterte ihn väterlichst, im Verfolge seiner gelehrten Bestrebungen auf der betretenen kirchentreuen, wenn auch dornenvollen Bahn standhaft zu verharren.

So lesen wir in dem päpstlichen Dankschreiben auf die Zusendung des Werkes über die Kirchen-Musik: „Lebhaft erinnern Wir Uns jener Zeit, da Wir Dich, geliebter Sohn, dahier gesehen, und deshalb konnte Uns Deine Gelehrsamkeit nicht unbekannt sein. Wir wußten dieselbe seither zu schätzen, und Du darfst versichert sein, daß Wir Deine gelehrte Arbeit über Kirchengesang und Kirchenmusik, von deren Beabsichtigung Du schon damals mit Uns gesprochen, als ein höchst erfreuliches Geschenk entgegen genommen."

Das Werk über die alte Liturgie Alemanniens hatte der Fürstabt, in dankbarer Erinnerung seiner vor 14 Jahren zu Rom gefundenen huldreichen Aufnahme, dem heiligen Vater gewidmet, welcher ihm in der Danksagung darauf nicht allein die verdiente Achtung, sondern auch den besten Willen bezeugte. In dem Begleitschreiben des Nuntius von Luzern aber hieß es, daß der Staatssecretär Garampi ihn benachrichtigt habe,

wie besonders gnädig und freundlich der Papst diese Widmung aufgenommen habe, und was für eine hohe Meinung derselbe von der allbekannten Gelehrsamkeit des Verfassers hege.

In seinem Schreiben auf die Zusendung der Geschichte des Schwarzwaldes sagte der Papst: „Dieses Werk hat Uns die freudige Erinnerung an Dich erneuert; denn gerne denken Wir daran, wie Du während unseres Aufenthaltes jenseits der Alpen zuerst in Wien und hierauf in Augstburg Uns besucht, wobei wir sowohl Deine ausgezeichnete Gelehrsamkeit, als die väterliche Sorgfalt für Dein Gotteshaus kennen gelernt. Unsere gute Meinung von Dir ist nicht allein bestätiget, sondern noch sehr erhöht worden.“

In der Danksagung für das Buch über die kämpfende Kirche endlich bemerkte der Papst mit eingehenderen Worten: „Deutlich haben Wir aus diesem Werke Deine Ueberzeugung wahrgenommen, wornach Du nicht allein anerkennst, wie fest auf unserm Felsen die katholische Kirche gegründet sei, sondern auch die Neuerungen bekämpfst, welche durch die Feinde Unseres heiligen Stules überall verbreitet werden.“

„Es ist daher kein Wunder, wenn Deine Schrift von Solchen angefeindet wird, deren Gemeinschaft mit dem Stule Petri mehr in einem täuschenden Scheine, als in der Wahrheit beruht. Sie suchen dieselbe zu widerlegen und herabzusetzen, verschaffen ihr aber dadurch nur ein um so größeres Ansehen.“

Dergestalt hat Gerbert als Gelehrter und Schriftsteller den wissenschaftlichen und literarischen Ruhm seines Stiftes, welcher durch Pater Herrgott neuerdings begründet worden, in edelster Weise fortgepflanzt und zu einer ganz einzigen Erscheinung im Bereiche des Schwarzwaldes erhoben. Dieses schien der neue Tem-

pel- und Klosterbau in der wildkräftigen Berg- und Waldgegend gleichsam bildlich auszudrücken.

Durch seine Gelehrten-Academie, wie sie unter Abt Martin herangeblüht, erschien das Stift S. Blasien vornehmlich als eine Lehranstalt der Philosophie, Theologie und Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften. Die besondere Pflege aber, deren sich die vaterländische Profan- und Kirchengeschichte daselbst zu erfreuen hatten, führte zu einer historischen Schule, welche eine Reihe der gründlichsten Geschichtsforscher erzeugte und noch gegenwärtig da und dort ersprießlich nachwirkt.

Sibenter Abschnitt.

Gerbert insbesondere als Theologe.

Ueber die theologischen Schriften Gerberts hat sein Freund Klüpfel, welcher als Professor der Dogmatik an der Freiburger Hochschule unter den dortigen Gelehrten eine erste Stelle einnahm, das kurze Urtheil gefällt: „Kaum gibt es in der ganzen Gottesgelehrtheit eine Disciplin, worüber er nicht geschrieben, und aus all' diesen Schriften geht deutlich hervor, wie sehr er bemüht war, die der Theologie zukommende wissenschaftliche Würde neu zu beleben und aus dem Zustande vielfacher Entartung und Verkümmerung nach Thunlichkeit zu befreien."

Gerbert war der Begründer einer neuen theologischen Lehrweise. Um das Gebiet der theologischen Fachwissenschaften als einen systematischen Bau zur Anschauung zu bringen, stellte er eine förmliche Encyklopädie des theologischen Studiums dar in den zwischen 1757 und 59 erschienenen acht Bänden der Principia theologiae.

Die drei ersten Bände behandeln die Principien der exegetischen, dogmatischen und symbolischen Theologie; sie bilden zusammen ein Ganzes und enthalten den vollständigen Beweis für die Wahrheit der katholischen Lehre. Die erste dieser Schriften will Gerbert nämlich als die demonstratio religionis christianae, die zweite als Beweisführung gegen die Indifferentisten, Häretiker und Schismatiker, die dritte als eine demonstratio verae ecclesiae angesehen wissen.

Die noch übrigen Theile der Encyklopädie behandeln die mystische, moralische, kanonistische, sacramentale und liturgische Theologie. Davon stehen wieder die drei ersten in einem nähern Zusammenhange, da sie das christliche Leben nach drei verschiedenen Beziehungen, nach seiner innern Entwicklung, nach seiner äußern sittlichen Bethätigung und Regelung durch die äussere Rechtsordnung der Kirche darzustellen versuchen.

Den Abschluß bilden die sacramentale und liturgische Theologie, welche Zweige für Gerbert einen besondern Reiz hatten. Er widmete ihnen später noch die größere Schrift über die Wirkungen der Sacramente und eine dogmatisch-geschichtliche Untersuchung über Dasjenige, was bei denselben auf göttlicher Einsetzung und was auf kirchlicher Anordnung beruht, eine Schrift, welche zu den gelehrtesten des Verfassers gehört.

Dasselbe gilt von den liturgischen Monographien des Fürstabts über den kirchlichen Gesang und die kirchliche Musik, wie über die alt-alemannische Liturgie, welche Werke ihm den meisten Ruhm gebracht.

Gegen die negative Philosophie Spinoza's und Bayle's verfaßte Gerbert eine Art speculativer Theodicee (de radiis divinitatis in operibus naturae, providentiae et gratiae), und gegen den Protestantismus die auf gründlichen Studien der gegnerischen Arbeiten beruhende Schrift,

welche als Vorläuferin der nachmaligen Apologetik des Christenthums und der Kirche, statt der frühern Polemik, zu betrachten ist (demonstratio verae religionis veraeque ecclesiae contra quasvis falsas).

An diesen wenigen Bemerkungen über die Hauptwerke aus dem Gebiete der Theologie mag es hier genügen; wir verweisen auf die ausführliche Besprechung, welche neuestens Karl Werner den gerbert'schen Schriften gewidmet hat, und lassen noch einige Sätze folgen, wodurch von diesem competenten Kritiker das Princip, die Methode und Stellung Gerberts in der Geschichte der theologischen Wissenschaften im Allgemeinen hervorgehoben, beleuchtet und zum ersten Male nach Verdienst gewürdigt worden sind.

„Wenn die Theologie im Thomismus als speculative, bei den Scholastikern überhaupt als systematische Doctrin aufgefaßt wird, so faßt sie Gerbert, vom speculativen und systematischen Character derselben vorläufig abstrahierend, als Gotteszgelehrtheit auf, und fragt vor Allem einmal nach den Quellen und Hilfsmitteln der theologischen Gelehrsamkeit."

„Als Quellen aber bezeichnet derselbe die heilige Schrift, die Concilien, die päpstlichen Decretalen und die Werke der Kirchenväter. Die Ausbeutung dieser Quellen hängt ihm auf's Engste mit genauen kirchengeschichtlichen Studien zusammen. Als Hilfsmittel hebt er hervor philologische und schönwissenschaftliche Studien, besonders im Griechischen und Hebräischen, in der Chronologie, Geographie, Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz, Kritik und Altertumskunde."

„Die Theologie ist ihm die Erkenntniß und Wissenschaft der göttlichen Dinge, insoferne uns dieselben durch die Offenbarung verbürgt sind; sie ist näher beweisende oder erklärende Darlegung der in Schrift

und Ueberlieferung enthaltenen Lehre, wodurch Gott sich selbst, seine Werke und seinen Willen an den Menschen kund gethan und ihnen geoffenbart, was sie zu seiner Ehre und zu ihrem Heile zu glauben und zu wirken haben. Die Coefficienten der theologischen Wissenschaft sind der Glauben und die Vernunft; der Inhalt des gläubigen Bewußtseins (oder die materia fidei) wird durch Geist, Fleiß und Kunst zum theologischen Wissen gestaltet."

„Zufolge des Antheils, welchen menschliches Geschick und menschliche Fertigkeit an dieser Gestaltung und Ausbildung nehmen, hat aber die Theologie nicht jenen Gewißheitsgrad, wie ihn der Glauben besizt, obwohl sie durch eine ihr eigentümliche Art von Gewißheit und Beweiskraft alle natürlichen Wissenschaften weit hinter sich läßt."

„Dieselbe würde nur dann eine vollkommene Wissenschaft sein, wenn sie in allen ihren Theilen bis in's Einzelste demonstrativ durchgebildet wäre, was ihr niemals zu erreichen sein wird, daher sie wenigstens in ihren Haupt- und Grundpartien, durch welche der Complex der theologischen Erkenntnisse gestüzt wird, den Character apodictischer Durchbildung an sich tragen soll. Aus den hierauf verwendeten Mühen sind die theologischen Lehrsysteme hervor gegangen."

„Die Systematisierung der Theologie ist aber nach unserm Autor vornehmlich den Scholastikern zu verdanken, deren Verdienste um die theologische Wissenschaft derselbe aufrichtig zu würdigen sucht; er warnt jedoch angelegentlich vor den Einseitigkeiten und Auswüchsen des Scholasticismus, und will nicht, daß die Scholastik, wie sie in ihrer geschichtlichen Entwickelung vorliege, sich ausschließlich und absolut für die Theologie der Kirche ausgebe."

„Die scholastische Theologie habe das Verdienst der methodischen Verarbeitung des theologischen Lehrstoffes; vorerst aber handele es sich um die Gewinnung solchen Stoffes, und diese Function falle der exegetischen Theologie zu, welche auch die positive Theologie genannt werde, insoferne sie aus den Quellen der positiven Lehre, und zwar nicht allein aus der Schrift, wie bei den Protestanten, sondern aus Schrift und Tradition ihren Inhalt schöpfe."

„Gerbert machte es einseitigen Scholastikern zum Vorwurfe, daß dieselben den Fortschritt der Theologie, statt ihn zu fördern, nur aufhalten, indem sie die Pflege der zur theologischen Ausbildung nöthigen Quellen- und Hilfsstudien vernachläßigen."

„Ja, bedauerliche Entartung und endlicher Verfall der Theologie müßten nach seiner Anschauung von der Alleinherrschaft des Scholasticismus zu befürchten sein, da die einseitigen Scholastiker auf dem Gebiete der Glaubenslehre ihre abstracten Spitzfindigkeiten für das Wesen und die Hauptaufgabe zu nehmen geneigt seien, und die Moral durch Trennung von der Mystik einer den christlichen Lebensernst verläugnenden Veräußerlichung anheim fallen lassen."

„Der einseitige Scholasticismus sei geeignet, aufstrebenden jungen Kräften das Studium der Theologie völlig zu verleiden, woraus sich erklären möge, warum in manchen kirchlichen Ordensanstalten die Pflege der theologischen Wissenschaft beinahe völlig ersterbe; er nähre den Geist des Hochmuths, der Streitsucht und einer selbstgenügsamen Zufriedenheit mit demjenigen, was den gesteigerten Bedürfnissen und Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit gegenüber nun schlechterdings nicht mehr genüge." Soweit Werner.

Unter den kirchlich-politischen Schriften unseres

Fürstabtes behauptet seine Ecclesia militans (wozu der Nabuchodonosor somnians den Prodromus bildet) einen ersten Platz. Dieses Buch stellt „das Reich Christi auf Erden" in der Gestalt der kämpfenden Kirche dar; um dasselbe aber gehörig würdigen zu können, muß man wissen, welchen Standpunkt der durchweg streng positive Verfasser unter seinen Zeitgenossen eingenommen. Wir finden Solches in folgenden Stellen aus seiner Schilderung des 18ten Jahrhunderts in der historia Sylvae nigrae angedeutet.

„Kaum jemals erzeugte eine Zeit mehrere und heftigere Feinde des katholischen, wie überhaupt alles christlichen Glaubens und religiösen Sinnes, als die unserige, welche man das aufgeklärte Jahrhundert zu nennen beliebt. Denn während große geheime Gesellschaften, wie die „Freimaurer" und „Illuminaten", im Finstern ihr kirchenfeindliches Wesen treiben, mehren sich überall, inner- und außerhalb unserer Kirche, die verwegenen Federn, welche dieselbe zu verdächtigen, anzuschuldigen, zu trennen und zu stürzen suchen."

„Der Anführer all' dieser Kirchenfeinde war Voltaire, welcher 1778 mit verzweifelnder Seele aus dem Leben schied, was die Schaar seiner Nachbeter heilsam erschüttern sollte. Von ihm ist das Gift der Zweifels- und Verneinungssucht ausgeflossen, dessen Wirkungen so verderblich um sich greifen, daß selbst die freisinnige preußische Regierung sich endlich genöthigt sah, dagegen einzuschreiten."

„Der Minister von Herzberg erließ 1784 ein Decret, welches mit den Worten beginnt: „Die unbedachtsame Aufklärungssucht jetziger Zeiten artet in eine Frechheit aus, welche Alles, was heilig und ehrwürdig ist, mit Füßen tritt, die Begriffe des Volkes verwirrt und dasselbe zur Zügellosigkeit und Widersetzlichkeit

verleitet, ohne es zu unterrichten und zu bessern. Die Ausgelassenheit der Journalisten fördert das Unwesen tagtäglich und verursacht uns mancherlei Unannehmlichkeit mit anderen Höfen; es ist daher die höchste Zeit, ihnen einen Zügel anzulegen."

Nach diesen Aeußerungen begreift es sich, wie die damalige Preßfreiheit unserm Abte besonders ein Dorn im Auge sein mußte. Er konnte den Gedanken nicht verwinden, daß es Jedermann erlaubt sein solle, seine geistigen Ausheckungen aufsichtslos in die Welt hinaus zu schicken, die Glaubenssätze der Kirche zu bekritteln, Alles in Frage, in Zweifel, in Staub zu ziehen, und selbst die höchsten Würdenträger mit Tadel und Schmähungen zu überschütten.

Gerbert erblickte in diesem Mißbrauche der Schreib- und Druckfreiheit eine Hauptwurzel damaliger Zeitübel, eine Ursache des Zerfalls aller religiösen Gesinnung, welchen die Helden des „aufgeklärten Jahrhunderts" in gewissenlosester Weise zu predigen wagten.

Sein Abscheu vor Voltaire war ein tiefer, und Rousseau fand nur Gnade bei ihm durch seine beredte Darlegung der Unzureichlichkeit des Selbsturtheiles in Sachen der Religion. Um so schlimmer dagegen kam Lessing weg, welchem er's nicht verzeihen konnte, die heiligen Bücher in seinen „Fragmenten" mit so scharfem Essig angefressen zu haben.

Man wird billig genug sein, es einem gewissenhaften katholischen Priester und Klosterabte nicht übel zu nehmen, wenn er Leute verdammte, welche unter dem Banner der „Gewissensfreiheit, des Lichtes und der Menschenrechte" all' jenes Unheil herbei geführt. Denn wirklich griff die neue Aufklärungsschule, deren Stifter der Weise von Ferney war, mit allen Waffen der Kritik, der Dialectik, des Witzes und des Hohnes

die Lehren und Ueberlieferungen der katholischen Kirche an, erschütterte ihre Heiligachtung unter den Gläubigen und rüttelte an allem Bestehenden, um es zum Falle zu bringen, ohne etwas Anderes dafür zu geben, als eine verlockende Aussicht in die Zukunft.

Der Fürstabt von S. Blasien überschaute die wachsende Anzal der fremden Feinde seiner Kirche und sah' aus deren eigenem Schoße immer neue Widersacher erstehen. Eine Trennung in derselben war seine drückendste Befürchtung. Diese Erfahrung machte den sonst so sanften, friedfertigen Mann zum kämpfenden Eiferer, zum Verfasser der Ecclesia militans!

Jene Männer der strengen Kirchlichkeit, zu denen unser Fürstabt gehörte, ahnten wohl die Zukunft, welche den kritischen Umwälzungen der einseitigen Verstandesrichtung folgen werde. Unlang nach dem Tode Gerberts wurde in Frankreich der alte Gott förmlich abgeschafft, und bei uns in Deutschland führte der wachsende Zerfall des kirchlichen Sinnes unter so zalreichen katholischen Bevölkerungen endlich zum Deutsch- und Altkatholicismus, zum Sturz' der Concordate und zum Streben nach einer National- oder Staatskirche, wie im neuen Italien zur Untergrabung der weltlichen Macht des Papstes.

Der Unwille solcher kirchentreuen Männer über die Anfeindungen positiver Religion und über das Sturmlaufen gegen den Katholicismus war um so größer und gerechtfertigter, als es jedem Gelehrten unbenommen blieb, innerhalb dieser großartigen, weiten und reichhaltigen Kirche sich seinen Studien und Forschungen mit aller Freiheit hinzugeben, wenn er nur einen redlichen Zweck verfolgte.

Den ersten Gedanken zu dem Buche über die kämpfende Kirche hatte Gerbert aus den Schriften des

heiligen Augustinus geschöpft, wie aus dem paulinischen Briefe an die Epheser, worin es heißt: „Ergreifet die Waffen Gottes, damit ihr zu widerstehen vermöget in den Tagen des Uebels. Umschlinget euere Lenden mit dem Gürtel der Wahrheit, bedecket euere Brust mit dem Panzer der Gerechtigkeit, führt den Schild des Glaubens, den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes im Worte des Herrn."

Mit diesen Waffen wollte der Abt zu Felde ziehen gegen die sichtbaren und unsichtbaren Feinde der katholischen Kirche, und in diesem Sinne verfaßte derselbe eine Schilderung der Kämpfe durch alle Jahrhunderte ihrer Geschichte bis in seine eigenen Tage.

Er erinnerte dabei an das Daniel'sche Gesicht von dem Steine, welcher sich ohne Menschenhand losgelöst und zu rollen angefangen, bis er die aus Eisen und Thon geformten Füße des Tyrannenbildes zertrümmert, hierauf zum gewaltigen Berge herangewachsen und endlich den ganzen Erdkreis angefüllt.

Das Buch erschien im Jahre 1789 mit einer Widmung an den Erzbischof Karl Theodor von Dalberg, welchen der Abt als „neu aufgehendes Gestirn erster Größe am hierarchischen Himmel" enthusiastisch bewunderte, und dessen Geistesgaben, wie seine Stellung als Metropolit von Mainz und Coadjutor des Bischofs von Constanz, ihm als Bürgschaft galten, daß er redlich helfen werde, in der kirchenfeindlichen Gegenwart den gestörten Einklang zwischen Papst und Bischöfen wieder herzustellen und zu befestigen.

Dieses lezste größere Werk unseres Fürstabtes ist selbst von dessen Freunden als eine Geburt mönchisch-zelotischen Geistes vielfach getadelt worden; es liefert aber von der eifrigen, ernsten und tiefbesorgten Gesinnung seines Verfassers für die friedliche Einheit und

Einigkeit in der katholischen Kirche so viele sprechenden Züge und so viele richtigen Ahnungen und Blicke in die Zukunft, daß wir's für unerläßlich halten, wenigstens über Gerberts eigenes Zeitalter, im nächsten Abschnitte einen Auszug mitzutheilen.

Der Fürstabt polemisierte darin gegen die Jansenisten, deren gefährliche Auffassung der augustinischen Gnadenlehre zum Irrglauben der Prädestination führte, hauptsächlich aber gegen die Sätze des Febronius und die Punctationen des Emser Congresses, welche sämmtlich darauf hinaus liefen, nach dem Vorbilde der gallicanischen eine deutsche National-Kirche zu gründen, dieselbe von Rom möglichst frei zu machen und unter die Staatsgewalt des Kaisers und Reiches zu beugen, d. h. ganz Dasselbe zu bezwecken, was der Fortschritt auch heute wieder anstrebt.

Das eigentümliche Buch enthält eine Menge von Anführungen der heiligen Schrift und der Kirchenväter, welche die ausgedehnte Belesenheit des Verfassers bekunden; aber die Deutungen von Stellen aus der Apokalypse als Weissagungen über die Zukunft, wie die Nachläßigkeit und Breite des Styles, verrathen das Alter, worin es geschrieben worden.

Gerbert nahte sich in jenen Tagen seinem 70sten Geburtstage, und wenn man bedenkt, wie unendlich viel er, neben all' seinen Verwaltungs- und Regierungssorgen, wissenschaftlich und literarisch gearbeitet, so begreift sich auch, wie Vieles von seiner Geisteskraft damals schon aufgezehrt sein mußte.

Zum Schlusse dieses Abschnittes führen wir aus dem trefflichen Werke Werners noch einige Stellen auf, welche geeignet sein dürften, die kirchliche Anschauung unseres strenggläubigen Fürstabtes in ihrem Kerne zu kennzeichnen.

„Gerbert hielt fest daran, daß Papst und Bischöfe die gottbestellten Gewalthaber in der Kirche seien, wo eine monarchische Regierungsform herrsche, welche allen Absolutismus als ein ihrem Geiste fremdes Element von sich ausschließe. Diesem Geiste aber entsprächen nur eine väterliche Leitung von Oben und ein bereitwilliger Gehorsam von Unten."

„Das Heil und Gedeihen der Kirche sah er bedingt durch das Fernhalten aller weltlichen Leidenschaften von ihrem Bereiche. Zwischen den Bischöfen und dem Papste müße ein heiliges Vertrauen bestehen, denn jene wären allezeit am Besten bestellt gewesen, wenn sie treu zum römischen Stule gehalten. Jede Abkehr und Entfernung aber vom Mittelpuncte der kirchlichen Einheit habe sich an ihnen durch Schmälerungen ihrer Macht und Geltung gerächt."

„Das Thema der päpstlichen Unfehlbarkeit werde wieder lebhaft besprochen, wobei die französischen Bischöfe die Infallibilität der Kirche zwar zugestünden, zwischen der römischen Cathedra und ihrem zeitweiligen Inhaber jedoch einen Unterschied setzen wollten. Würde aber diese Theorie ihrem Sinne nach verschieden sein von der gemeinhin geltenden Lehre, daß der Papst nicht irre, wenn er ex Cathedra entscheide? Die Gesammtheit der Bischöfe könne ja eine solche erst durch den Hinzutritt des Papstes werden."

„Käme es vor, daß derselbe in einem dogmatischen Lehrpuncte die sämmtlichen Bischöfe gegen sich hätte, so müßte man allerdings den lezteren beistimmen; es sei aber nicht erlaubt, diesen Fall vorauszusetzen, welcher nur möglich wäre, wenn Gott, seinen Verheißungen zuwider, die Nachfolger des heiligen Petrus der Gefahr des Irrens überließe."

Achter Abschnitt.

Auszug aus der ecclesia militans.

Wir leben in einer Zeit, wo ein großer Theil der Menschen mit vollen Backen die Aufklärung preiset, von welcher dieselbe nach ihrer Meinung erleuchtet ist, als ob das Licht jetzo erst in die Welt gekommen und früher Alles finster, dumm und thöricht gewesen! Christus aber hat gesagt: „Sehet zu, daß euer Licht nicht zur Finsterniß werde! Alles, was der himmlische Vater nicht gepflanzt, muß vergehen; daher fliehet die Blinden und ihre Führer, denn wenn ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beide in die Grube.“

Unerhörte Verblendung ist es, wie man heutzutage gegen die Kirche loszieht, von deren eigenen Söhnen viele selber sie bekämpfen. Ihre Mutter in's Gesicht zu schlagen, halten diese Thoren für die einzig zeitgemäße Weisheit. Unzählige Blätter überschütten die Welt mit Verhöhnungen, Anklagen, Verdammungen und Verfolgungen der Kirche. Man meint, das ganze Zeitalter habe nur diesen Zweck im Auge, und es bewährt sich dabei der alte Spruch, daß ein einziger Narr mehr bezweifeln und verneinen, als ein ganzes Hundert von Weisen begründen könne.

Diesem Geschlechte von Menschen ist Nichts lieber, als die gifterfüllten Schriften der eingefleischtesten Kirchenfeinde, deren Auslassungen gedruckt und in's Unendliche vermehrt werden. Daneben aber gibt es Viele, welche häufig den Wunsch verlauten lassen, daß man doch den abgefallenen Brüdern durch Ausmerzung der nach menschlicher Weise auch in der Kirche bestehenden Uebel die Rückkehr zu derselben anbahnen und erleichtern möchte.

Gewiß wäre das riesenhafte Bestreben, die getrennte Christenheit wieder zu vereinigen, ein höchst löbliches, wenn dasselbe auf einer unverfälschten Gesinnung beruhte und nicht dem traurigen Geschick' verfiele, es mit beiden Theilen zu verderben.

Dies hat neuestens der Weihbischof Hontheim von Trier mit seiner kühnen Schrift „über die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit" erfahren müßen; denn wir erblicken hinter dem friedlichen Titel derselben eher ein Werk, welches geeignet, Zwietracht in unserer Kirche selber zu erwecken. Und dieses Buch voll verdeckter Gehässigkeiten hatte der Verfasser, unter dem Namen eines Rechtsgelehrten Justinus Febronius, die verwegene Stirne, „Clemens XIII, dem Statthalter Christi auf Erden" zu dedicieren!

Während der Verfasser in der Widmung versichert, „dem päpstlichen Stule, als dem Mittelpuncte der katholischen Kirche, von dem man sich niemals absondern dürfe, voll aufrichtiger Verehrung ergeben zu sein", widersprach er im Werke selber dieser Versicherung, bis ihn der Herr eines bessern Sinnes werden ließ.

Denn nachdem Hontheim fünfzehn Jahre lang gestritten, legte er seine Waffen gerne zu den Füßen des Papstes nieder und erfüllte sein Wort, daß es „einem Katholiken nie und nimmer gestattet sei, sich vom Mittelpuncte seiner Kirche, dem römischen Stule, in irgendwelcher Weise abzusondern."

Die Irrtümer und Widersprüche des Febronius, daß das Vorrecht des Statthalters Christi nicht an Rom hafte und die kirchliche Schlüsselgewalt ursprünglich dem Korpus der Kirche zustehe; daß gegen widerspännige Päpste die Berufung an ein allgemeines Concil zu gestatten; daß zur Begränzung der päpstlichen Gewalt die Nationalconcilien und die Intervention der

Landesfürsten mit ihrer Reformationsbefugniß nöthig seien, das Alles hat der Domherr Pey zu Paris in seiner Schrift „über die Autorität der zwei Gewalten“ einfach und gründlich widerlegt.

Hontheim hätte wohl zu einer bessern Würdigung des römischen Primates gelangen müßen, wenn er die kirchlichen Fragen des 15ten Jahrhunderts schärfer in's Auge gefaßt, wo man daran gewesen, Stul gegen Stul aufzustellen, ein Tribunal des Papstes neben einem Tribunale des Concils, weshalb die Streitfrage entstanden, wer von beiden über dem andern stehe?

Das Urtheil der Päpste in Fragen des Glaubens bleibt unabänderlich, was schon daraus hervorgeht, daß dieselben niemals Etwas der ganzen Kirche zu glauben aufgegeben, woran ein allgemeines Concilium zu ändern gehabt hätte. Daher haben die französischen Bischöfe durch ihren Beschluß von 1682 einer Gefahr vorzubeugen gesucht, welche niemals vorhanden war, noch jemals sein wird, während sie die wirklichen Uebel ihrer Kirchen darüber unbeachtet gelassen.

Der übrige katholische Erdkreis wurde von der jansen'schen Häresie wenig berührt, und in einer nach seinem Tode erschienenen Verteidigung der gallicanischen Declaration hat selbst Bossuet zugestanden, wie wenig andauernd die Beschuldigungen der französischen Partei gegen die Päpste sein werden.

So sahen sich die gallicanischen Bischöfe auch durch eine ähnliche Angelegenheit in die Enge getrieben. Denn nach Verdammung der Quesnel'schen Irrtümer durch die päpstliche Bulle Unigenitus von 1713 bewirkte die Pastoral-Instruction, worin das Gift jener Lehre nachgewiesen war, eine Umkehr der Geistlichkeit und der Hochschulen in Frankreich.

In den übrigen katholischen Reichen aber hatte

dieselbe so wenig Beachtung gefunden, daß man wohl sagen darf, wenn der Papst selber seine Fehlbarkeit in Sachen der kirchlichen Lehre auch zugeben würde, so wäre sein Urtheil darin dennoch unfehlbar durch die Uebereinstimmung der auf dem ganzen Erdkreis zersträuten Kirche. Dies läßt uns keinen Augenblick daran zweifeln, wie der Beschluß eines künftigen Generalconcils hierüber ausfallen werde.

Daher verstummen jetzt auch Jene, welche bisher an ein solches zu appellieren gewünscht, und selbst die Utrechter Schismatiker in Belgien verlangen nach einer Vereinigung mit der römisch-katholischen Kirche. Febronius aber, während er früher die Synode derselben von 1763 weder gebilligt noch gemißbilligt, zeigt in dem Commentare über seinen Widerruf eine andere Gesinnung und erkennet die Bulle Unigenitus als ein dogmatisches Decret des heiligen Stules und der allgemeinen Kirche an.

Möchten doch endlich auch die Utrechter in sich gehen und die göttliche Leitung der Kirche darin erkennen, daß der Herr in frühen Jahrhunderten schon den römischen Stul, als den Mittelpunct der kirchlichen Einheit und Einigkeit, von der Gewalt weltlicher Fürsten freigemacht!

In dieser Prärogative haben die Bischöfe der verschiedensten und entlegensten Reiche stets einen sichern Anker erblickt, indem sie richtig erwogen, daß der höchste Repräsentant der Kirche zugleich ihr Diener, und die Kirchengewalt ein gemeinschaftlicher Besitz der Bischöfe und des Papstes sei.

Auch die gallicanische Kirche hat das Hauptstück ihrer Freiheit in dem von Christus eingesetzten Primate des heiligen Petrus erblickt. So erklärten die im Jahre 1728 von der Geistlichkeit an den König ab-

gesandten Bischöfe demselben: „Es gehört wesentlich zum katholischen Glauben, zu wissen, daß Christus in seiner Kirche eine sichtbare Monarchie unter der Leitung des heiligen Petrus eingeführt, daß er diesen Apostel und dessen Nachfolger zu seinen Statthaltern auf Erden bestellt, und daß dem Papste nach göttlichem Rechte zu jeder Zeit ein Vorrang der Ehre und der Gerichtsbarkeit gebüre."

Die Beherrscher von Frankreich haben Dieses auch allezeit anerkannt, und noch Ludwig XV erklärte 1766 feierlichst: „Unsere erste Pflicht ist es, zu verhüten, daß man die geheiligten Rechte einer Gewalt in Frage stelle, welcher von Gott die Macht ertheilt worden, in Sachen der Glaubenslehre und der Sittenzucht zu entscheiden, und Gesetze der Disciplin für die Diener und Gläubigen der Kirche zu erlassen."

Hätte Hontheim hierauf Rücksicht genommen, so würde er sich für seine Sätze nicht so oft und unvorsichtig auf die Autorität der gallicanischen Kirche berufen haben. Nachdem aber derselbe seine Larve abgezogen und den Schein der Verstocktheit von sich abgewendet (obwohl er nicht Allen die Gelehrigkeit eines Fenelon zu besitzen schien), bezeichnete ihn sein Erzbischof in einem Schreiben von 1781 an den heiligen Vater als einen Mann eher von veränderlicher, als von häretischer Gesinnung.

Schon 1769 hatte unter dem Beistande des Febronius eine Zusammenkunft von Abgeordneten der geistlichen Kurfürsten stattgefunden, wo die Abschaffung der apostolischen Nuntiaturen im deutschen Reiche zur Sprache kam, nachdem dieselben wegen einiger Mißbräuche bereits bei früheren Kaiserwahlen einen der Beschwerdepuncte gebildet.

Als nun im Jahre 1782, während der Anwesen-

heit des Papstes zu Wien, dem dortigen Nuntius durch kaiserliches Decret seine Jurisdiction entzogen wurde, Pius aber auf seiner Rückreise über München dem Kurfürsten von Baiern einen Nuntius für die pfälzisch-baierischen Länder bewilligte, führten diese Schritte zu der Emser Versammlung von 1786.

Hier überschritten die Abgeordneten der geistlichen Höfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, die Auctorität des Kaisers und ihrer Metropoliten mißbrauchend, alle Gränzen und maßten sich an, die ganze seit dem heiligen Bonifacius in der deutschen Kirche bewahrte Ordnung über den Haufen zu werfen.

Ein Ungenannter bemerkte über diesen Congreß: „Vorgreifung und Neuerung war es nicht, sondern nur vorläufige Berathung eines Werkes, welches gemeinschaftlich zur Vollendung gebracht werden sollte.“

Den Ausdruck „gemeinschaftlich“ verstehe ich aber im katholischen Sinne so, daß diese Geschäfte zu verhandeln seien in Gemeinschaft der kirchlichen Gewalt, d. h. zwischen den Bischöfen und dem Papste, da dieser sonst zugestünde, daß er durch vier Privatpersonen beinahe all' seiner Rechte beraubt werde.

Denn was wollen diese Herren Commissäre mit dem Primate des Papstes, als dem Mittelpuncte der Einheit in der Kirche, wenn sie beabsichtigen, jeglichen Recurs von Diöcesanen an den römischen Stul vom Belieben des Bischofs und jede päpstliche Exemption vom Gutfinden der deutschen Reichsstände abhängig zu machen, die religiösen Orden von der Verbindung mit ihren Oberen loszulösen und die Dispensationsgewalt, selbst in Betreff der Sacramente, den jeweiligen Bischöfen zuzutheilen?

Die Punctationen dieses Conventes wollen die frommen Vermächtnisse gegen den Willen der Stif-

ter den Bestimmungen der Bischöfe überlassen, die Annahme der päpstlichen Bullen vom Gutachten derselben abhängig machen, die apostolischen Nuntien und Notare abschaffen, das Recht des römischen Stules im deutschen Reiche, selbst gegen den klaren Laut der abgeschlossenen Concordate, überall schmälern, und endlich den dem Papste zu leistenden bischöflichen Eid möglichst beschränken.

Zwar besagt ein Schreiben des Kaisers, welcher diese Punctationen sehr günstig aufgenommen, daß man, was die Beneficien betreffe, einfach bei dem Wortlaute der Concordate verbleiben solle; nach einem weitern Schreiben an die vier Metropoliten Deutschlands aber wollte er diese Angelegenheit vom Papste nicht allein mit den Bischöfen, sondern auch mit den einzelnen Reichsständen, in deren Territorien die Bischofssprengel sich ausdehnen, verhandelt wissen. Hieraus muß wohl Jedermann leicht erkennen, daß die katholische Kirche im heiligen deutschen Reiche die Dienerin der Landesherren sein würde.

Der Kurfürst von Mainz hatte eigenhändig versichert, daß er sich Allem, was von weltlichen Tribunalen bisher zum Schaden der Freiheiten und Rechte des apostolischen Stules beschlossen worden, aus allen Kräften widersetzen werde, damit man sich nicht künftighin darauf berufen könne.

Der Kurfürst von Trier, welcher im Febronius ein Werk des Satans erblickte, wodurch versucht werde, den Stul Petri umzustürzen und den Felsen der Kirche zu untergraben, dieser Prälat trug am meisten zum Widerrufe seines Weihbischofes bei. Und wie ergeben sich der Kurfürst von Köln gegen den Papst bezeigt hatte, davon war ich zu Wien nicht ohne innige Rührung selber Zeuge gewesen.

Die Punctationen erfuhren in den öffentlichen Blättern eine sehr verschiedene Kritik, und es entstund das Gerücht, daß gegen den Emser Congreß eine Zusammenkunft in Spaa oder Aachen stattfinden werde. Am meisten regte es in katholischen Kreisen auf, daß die vier Leute des Congresses sich gebärdeten, als ob das ganze Collegium der Apostel mit seinem Haupte durch ihren Mund ex cathedra spräche!

Sie blähten sich auf mit der Verheißung, unter den Auspicien des Kaisers die ursprünglichen Rechte der Bischöfe wieder herzustellen, ohne jedoch dieselben in ihren Punctationen näher bezeichnet zu haben.

Die den Aposteln verliehene Gewalt, in aller Welt das Evangelium zu lehren und die christliche Kirche zu gründen, erlosch auch wieder mit ihnen, da die einzelnen Diöcesen auf sich beschränkt wurden, während der Stul des heiligen Petrus zu Rom neben seiner mit der ganzen Apostelschaft gemeinsam empfangenen Vollmacht, zu binden und zu lösen, noch insbesondere die Schlüssel- und Fundamental-Gewalt der Kirche zugetheilt erhalten hatte, einer Kirche, welche die Hölle nicht überwinden wird, wie viel auch andere Kirchen und Reiche seither schon zu Grunde gegangen!

Die Emser Herren betrachten den römischen Papst in seinem Ursprunge gleichsam als einen Superintendenten oder Oberaufseher nach protestantischer Anschauung, indem sie ihm wohl einige Gerichtsbarkeit, nicht aber jene ganze und volle zugestehen, von welcher die Bischöfe ihre Bezeichnung erhielten.

Gleichwie nun diese Seelenhirten zur Obsorge in ihren besonderen Sprengeln berufen sind, so besizt der heilige Vater durch das Erbe des römischen Stules die Fülle der Bischofsgewalt in der ganzen Kirche. Und dieses Wort ist älter, als die falschen Decretalen

des Isidor, von denen man die s. g. Beeinträchtigungen der ursprünglichen Bischofsrechte durch den Papst hat herleiten wollen.

Die Entscheidung der Frage über die Autorität des apostolischen Stules hängt von dem Begriffe der Jurisdictions-Gewalt desselben ab, welche die Punctatoren, wie gesagt, mehr im protestantischen, als katholischen Sinne aufgefaßt. Daher wollten sie die sämmtlichen Exemptionen abgethan wissen, obgleich dieselben schon lange vor den Pseudodecretalen in der Kirche bestanden, und durch die Concilien von 455, 525 und 534 bestätigt waren.

In gleich unbegründeter Weise behandeln die Emser Herren den Verband der religiösen Orden mit ihren Oberen, die Dispensationen, Obligationen, Beneficien, Annaten, Kirchengüter und Concordate. Was die lezteren betrifft, so wähnen sie, diese im Namen der Kirche und der deutschen Nation abgeschlossenen und feierlich bestätigten Verträge leichter Dinge auf die Seite schieben oder untergraben zu können.

Die Concordate haben darin das gleiche Schicksal mit den Decretalen, daß ihnen von Denen, welche dieselben niemals zu Gesichte bekamen, Alles zugeschrieben wird, was man gegen die römische Curie einzuwenden, berechtigt zu sein glaubt; sie seien die bedeutendste aller Beschwerden gegen Rom!

Mehrere Kirchenhäupter haben den Febronius aus ihren Sprengeln verbannt; aber die Punctatoren gehen über den Widerruf seines Verfassers mit geschlossenen Augen hinweg und folgen ihm nicht allein in seinen Aufstellungen, sondern überbieten dieselben noch.

Da zeigt nun der Bischof von Speier in einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz, was für ein Weg friedlicher Uebereinkunft mit dem römischen Stule

zu betreten wäre, und schildert die Gefahren des Zerwürfnisses, welches die Emser zwischen dem Papste und den Erzbischöfen, wie zwischen diesen und den Bischöfen hervorzurufen drohen, gerade in einer Zeit, da die Fürsten ein unbeschränktes Territorialrecht behaupten, wogegen kein Reichsverband, kein Vertrag und kein Immunitäts- oder Privatrecht aufzukommen vermag, indem die Diöcesanrechte, die bischöfliche Gerichtsbarkeit und die Kirchen-Freiheiten durch Anmaßung und Willkür überall unterdrückt oder beeinträchtigt werden!

Wenn der Privatbesitz eines Jeden nach allen Gesetzen des natürlichen und positiven Rechtes sicher gestellt ist, so muß diese Sicherheit auch dem Papste zu Theil werden. Die deutsche Nation aber ist in kirchlichen Dingen keineswegs frei und unabhängig, sondern durch ihren Verband mit der katholischen Kirche dem römischen Papste, als dem obersten Haupte derselben, in dieser Beziehung untergeordnet, und sollten einige seiner Befugnisse bezweifelt oder bestritten sein, so mache man ihm darüber Gegenvorstellungen in gebürender Weise und werfe ihn nicht aus seinem Besitze, weil man anderer Ansicht ist, als er.

Wenn der Papst als oberstes Kirchen-Haupt seine volle Entscheidungsgewalt nicht mehr ungeschmälert ausüben soll, wie will die Gegenpartei eine solche in Anspruch nehmen, da selbst ein allgemeines Concil nur in Uebereinstimmung mit ihm Etwas definieren und beschließen kann? Man sieht, in welche Widersprüche sich die Herren verwickeln.

Die heutigen Schriftsteller machen aus einem Spreißen, wenn es den römischen Stul betrifft, immer einen Balken. Es muß jeden Vernünftigen ärgern und anwidern, daß sie fortwährend Alles, was von den Päpsten und ihrer Curie geleistet und erreicht worden,

mehr dem Ehrgeize und der Herrschsucht, als dem Pflichtgefühle derselben zuschreiben.

In den göttingischen Anzeigen äußerte sich hierüber selbst ein protestantischer Gelehrter dahin: „Endlich wäre es doch einmal Zeit, daß die Geschichtschreiber nicht mehr allein darauf ausgiengen, in jedem Umstande, welcher zur Mehrung der päpstlichen Macht etwas beigetragen, einen Beweis von Herrsch- und Vergrößerungssucht zu finden, sondern auch unparteiisch zeigten, wie die Päpste öfters durch bloßes Glück einen Zuwachs ihrer Gewalt erlangten, woran sie nicht gedacht; wie sie das eine Mal durch ein Zusammentreffen von äußeren Umständen unwiderstehlich angereizt wurden, Forderungen zu erhalten, auf welche sie sonst nie gekommen wären, und das andere Mal zu ihren scheinbar gewaltthätigsten und übermüthigsten Schritten durch dringende Nothwendigkeit und durch das erste aller Gesetze, das der Selbsterhaltung, gezwungen waren. Besonders noch sollte gezeigt werden, wie zuweilen der Geist und das Interesse eines Zeitalters, oder die Einfalt und der Vortheil der Gesellschaft, ihre Schritte begünstigt und dadurch ihre Behauptungen erleichtert haben.“

Die etwaigen Verletzungen der Concordate von Seiten des römischen Stules werden stets in vergrößertem Maßstabe dargestellt, obwohl sprechende Beispiele genug aufzuweisen sind, wie die Päpste weit entfernt davon waren, sich dieses Vergehens schuldig zu machen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß von den Reichsfürsten über derlei Verletzungen wiederholte Klagen erhoben und in die kaiserlichen Wahlcapitulationen aufgenommen worden, was indessen öfters mehr aus bloßer Gewohnheit, als strenger Wahrheitsliebe geschehen.

Heut zu Tage wird nun alles Mißliebige über diesen Gegenstand mit vollen Backen ausposaunt, während

doch Papst Pius VI in einem Schreiben an den Bischof von Freisingen öffentlich versichert: „Wenn irgend ein Mißbrauch entstünde und irgendwelche Verletzung stattfände von Rechten der Reichsfürsten, wie der Bischöfe und Erzbischöfe, so würden wir auf der Stelle bereit sein, dieselben vermöge unserer Autorität aus dem Wege zu räumen.“

Hören wir neben diesen Worten auch das Urtheil eines Protestanten, des gelehrten Freiherrn von Senkenberg. Derselbe schrieb es nieder noch ehe Jemand unter uns deutschen Katholiken in feindlicher Gesinnung gegen den römischen Stul dem Papste mit dem eifersüchtigen Esau hätte zurufen mögen: „Bald wird die Zeit herankommen, wo mein Vater trauern muß, denn ich will meinen Bruder ermorden.“

„Die römische Kirche“, schrieb der Freiherr, „die liebevollste Mutter der Christgläubigen, bevorab in unserm deutschen Vaterlande, hat es vermöge ihrer heiligen Autorität allezeit gerne geschehen lassen, wenn Jemand ihr gegenüber seine Rechte mit gebürender Bescheidenheit zu wahren suchte. Es sollte daher nicht Alles aufgeboten werden, um das nothwendige Band zwischen Kirche und Staat zu zerreißen.“

„Eine Ordnung muß bestehen unter den Christen, ein Haupt, das da regiere, und diese Stelle gebüret vor Allen dem Statthalter Christi auf Erden, welcher durch eine ununterbrochene Reihe von Nachfolgern des heiligen Petrus den Felsen der Kirche darstellt.“

„Von jeher übte der oberste Kirchen-Hirte die Gerechtigkeit und Billigkeit, die Klagen seiner Heerde zu erhören und ihre Beschwerden zu heilen. Mit vollem Rechte dürfte man behaupten, daß nicht ein einziges Beispiel aus der Geschichte aufzuführen sei, wo ein Papst in unbilliger Weise gegen Solche vorgeschritten,

welche zwar auf ihre Rechte bedacht gewesen, aber nicht über die Gränzen derselben hinausgegangen."

Senkenberg erkannte demnach im heiligen Stule die umsichtige Oekonomie, wodurch derselbe seit Jahrhunderten im Kirchenregimente von jener Strenge abzustehen pflegte, welche der oberhirtliche Eifer im Interesse der Zeit bisweilen geboten hatte. Obwohl Nichtkatholik, hegte er als Beamter eines Tribunales, wo die Angelegenheiten des confessionell in sich zerrissenen deutschen Reiches verhandelt werden, seine Verehrung gegen das Haupt einer Kirche, in der die Einheit und Einigkeit von jeher als erstes Erforderniß angesehen worden, und belehrt durch die Erfahrung der Jahrhunderte hielt er dafür, daß zur Erhaltung derselben kein Opfer zu scheuen sei.

Betrachten wir, diesem protestantischen Laien gegenüber, den katholischen und geistlichen Verfasser des Febronius; wie hat er leider durch sein heuchlerisches Buch den Einklang zwischen Papst und Bischöfen, zwischen Kirche und Staat, zu bedrohen gesucht, und wie den Emser Punctatoren eine Handhabe für ihre Angriffe gegen den römischen Stul gegeben!

Diese Herren, selbst nach dem Widerrufe des Weihbischofs, glaubten durch die Ausführung der febronischen Gründe den Sieg zu erlangen, gruben aber, nachdem sie die lebendige Quelle verlassen, nur alte Cisternen auf, welche kein Wasser mehr enthielten. Eine französische Schrift über den Emser Congreß machte jüngst auf eine Stelle des Isaias aufmerksam, worin es heißt: „Weil sie die sanft fließende Quelle verachten, so wird der Herr ihre Lande mit einer Ueberschwemmung heimsuchen, daß alle Bäche aus den Ufern treten und die Fluhten ihnen bis an den Hals reichen."

Da nun heutzutage das Loos der deutschen Geistlich-

keit in Bezug auf das Temporale und Territoriale sehr verschieden ist, so mögen sich die vom Geschicke bisher Begünstigten in Acht nehmen, damit sie nicht etwa das Joch der Anderen durch ihr Beispiel noch erschweren helfen. Denn es droht der geistlichen Gerichtsbarkeit die größste Gefahr, wenn das hierarchische Band, welches in der Gemeinschaft der kirchlichen Gewalt des Papstes und der Bischöfe besteht, zerrissen oder gelockert worden.

Wie sehr hätten alle Kirchenhäupter die Worte zu beherzigen, welche Papst Benedict XIV noch als Erzbischof zu Bologna an seine Collegen gerichtet. „Möchten die Bischöfe", sagte er, „doch Sorge tragen, daß sich in ihre Beschlüsse nicht Etwas einschleiche, was irgendwie dem apostolischen Stule zum Nachtheil' gereichen könnte; denn zur Erhaltung des nothwendigen Zusammenhanges zwischen Haupt und Gliedern gebürt sich's für leztere, die Vorrechte des Papstes, welche gegenwärtig so sehr gefährdet sind, standhaft zu verteidigen. Sie fördern dadurch nur ihre eigene Sache, weil dann auch die bischöflichen Rechte verlieren, wenn die päpstlichen erschüttert und geschmälert werden."

Viel zu wenig zieht man die Gemeinschaft zwischen den Oberhirten unserer Kirche in Betracht, welche durch das Concil von Trient wieder hergestellt worden, und zu deren Aufrechthaltung der Herr in seiner lezten Rede die Gläubigen mit den Worten ermahnt hatte: „Seid einig."

Diese Einigkeit war gefährdet durch die Kirchenversammlungen von Constanz und Basel, wo dem niedern Clerus ein Stimmrecht eingeräumt worden, welches derselbe in früheren Zeiten niemals besessen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung die Auslassung eines Ungenannten, welcher gegen den Weihbischof von

Trier geschrieben, indem derselbe behauptet, ein solches Recht habe niemals bestanden und es wäre ein Unglück für die Kirche, wenn es bestünde.

„Die Laien", sagt er, „und die niederen Geistlichen haben nach katholischen Grundsätzen wohl die Freiheit, zu disputieren, aber nie ein Entscheidungsrecht in der Kirche gehabt. Und wenn sie dasselbe auf einige Zeit auch hätten, was für ein unübersehliches Meer von theologischen Wellen und Wirbeln würden wir vor uns haben! Wie viel Köpfe, so viel verschiedene Meinungen müßten entstehen, welche kein Mensch vereinigen könnte. Theologisches und canonistisches Schulgezänke kann also hier keine Norm abgeben, wornach man Etwas für streitig erklären dürfte."

Erfahren haben solchen Hader und Wirrwarr die französischen Bischöfe und Prälaten in der jansen'schen Angelegenheit, wie die deutschen in den kirchlichen Streitigkeiten der frühern und neuern Zeit, und die italienischen in der Frage des Florentiner Concils über Glauben und Sitten. Gleichwohl ziehen gewisse Canonisten das Basler Concil hierin dem tridentinischen vor, wo doch die Kirche unter den größten Gefahren durch die Eintracht zwischen dem Papste und den Bischöfen gesichert war.

Vergeblich auch haben bisher gewisse Hofgeistlichen, als Anschürer der neuesten kirchlichen Irrungen, die Oberhirten der Kirche gegen den römischen Stul zu verhetzen gewagt; vergeblich haben sie uns durch vereinte Bemühungen in etwelchen ihrer Versammlungen zu schrecken und die Kirchenspaltung des 16ten Jahrhunderts wieder herauf zu beschwören gesucht. Der liebe Gott sah darein und leitete unsere Oberhirten auf den Weg des Friedens und der Eintracht.

Mögen die Neuerer in dem einträchtigen Zusammen-

gehen des Papstes und der Bischöfe ein Ungeheuer erblicken, welches mit allen Waffen bekämpft werden müße; auch ein allgemeines Concil würde den Beweis liefern, daß diese Harmonie kein Phantom, sondern eine unverwüstliche Wirklichkeit sei. An ihr müßen sie zu Schanden gehen, von denen die Schrift sagt: „Es werden selbstsüchtige, begehrliche, hochmüthige Leute auftreten, so da Alles wissen wollen und niemals zur wahren Weisheit gelangen."

Als die Bulle Unigenitus erschien, welche die jansenistischen Lehrsätze des Paters Quesnel verdammte, fand dieselbe in allen Theilen der katholischen Welt ihre Aufnahme, selbst in Deutschland bei vielen Bischöfen, Erzbischöfen und geistlichen Kurfürsten. War das nicht ebenso, als hätte man in einem allgemeinen Kirchenrathe darüber abgestimmt?

Diese Erscheinung ist ein glänzendes Zeugniß der göttlichen Vorsehung für den unerschütterlichen Felsen, auf welchem Christus seine Kirche gegründet, wie für die feste Einigkeit zwischen Papst und Bischöfen, da alle Machinationen gegen die Bullen und Decrete des heiligen Stules an ihr erlahmten.

Daher muß jeglicher Laie und Geistliche, welcher die Bulle Unigenitus nicht anerkennt, als ein häretischer Widersacher der Kirche angesehen werden, und wenn er Bischof ist, als ein Oberhirte, der sich ein eigenes Lehramt anmaßt gegen das von Christus eingesezte, dessen Berechtigung auf der apostolischen Nachfolge in dem zwischen Papst und Bischöfen gemeinschaftlichen Besitze der Kirchengewalt beruht.

Demnach war es ein durchaus verwerfliches Unterfangen des Bischofs von Pistoja, in einer Diöcesan-Synode mit seiner ihm untergebenen Geistlichkeit auch über Angelegenheiten zu verhandeln, welche allein vor

sein Forum gehörten, und über Dinge zu entscheiden, welche durch gemeinsame Abstimmung des Papstes und der Bischöfe schon zurück gewiesen worden. Hat ja das Concil von Trient selbst das Stimmrecht der Bischöfe in partibus zu einer Frage gemacht!

Christus hatte seine Apostel als Schafe unter die reißenden Wölfe geschickt und dieselben vor denen gewarnt, welche im Schafskleide kommen würden, um sie zu verführen. Und sie sind gekommen — die Atheisten, Deisten und Indifferentisten, haben sich großthuerisch überall eingedrängt und selbst unter gekrönten Häuptern ihre Anhänger und Beschützer gefunden!

So geschah es dann, daß heutzutage Alles erfüllt ist von dem Wahne dieses falschen Lichtes, dessen Schimmer die Augen verblendet und die Gemüther umnebelt. Allenthalben leuchten die Blitze des höllischen Feuers und überall erfaßt dasselbe die Bevölkerungen, welche seinen sinneberauschenden Dunst mehr lieben, als das wahre Licht des Herrn.

„Wer anders lehrt", schreibt der heilige Paulus, „und nicht verharrt bei den heilsamen Worten des Herrn, der ist hochmüthig und unwissend und verliert sich in Wortgezänke, woraus nichts als Neid, Argwohn, Lästerung und Zerwürfniß entspringt." In der That, wollte da ein Jeglicher seinen Glauben nach eigenem Sinne gestalten, so gäbe es eben so viele Bekenntnisse, als Köpfe, und allesammt befänden sich gegenseitig im Irrtume.

Und so dürfen wir denn überzeugt sein, daß alle Diejenigen, welche da wähnen, die katholische Kirche könne in sich getrennt werden, und deshalb an dieser Spaltung arbeiten, sich gewaltig täuschen. Dieselbe ist vom Himmel gegründet und die Hölle wird sie nimmer überwinden.

Neunter Abschnitt.

Gerbert ferner als Historiker.

Wenn auch die Lehrbücher Gerberts im Fache der Theologie längst außer Gebrauch gekommen und seine übrigen theologischen Schriften ziemlich in Vergessenheit gerathen sind, so werden die historischen Werke, welche er hinterlassen, von den Geschichtsforschern bis zur Stunde noch immer fleißig benützt, sowohl wegen ihres reichen Quellenstoffes, als wegen der kritischen Erläuterungen und bildlichen Beigaben derselben.

Gerbert hat das große von den Capitularen Herrgott und Heer unternommene Prachtwerk der „Denkmäler des Hauses Oesterreich" fortgesetzt, indem er die Beschreibung und Erklärung der in den fürstlichen Gruften vorgefundenen Leichname und Grabmale, sowie die vielen an verschiedenen Orten befindlichen das Erzhaus betreffenden Gemählde und anderen Bildwerke, in zwei Folianten mit einer Menge von Kupferstichen zu denselben lieferte.

Hierher gehört auch seine Schrift über die neue Gruft zu S. Blasien, welcher die alte Chronik des Klosters Königsfelden im Argau und eine Anzal einschlagender Urkunden beigegeben sind.

Zwei weitere diplomatisch-historische Arbeiten des Fürstabtes enthalten die eine sehr gelehrte Untersuchungen über die Abkunft und Geschicke des Herzogs und Gegenkönigs Rudolf von Rheinfelden, die andere einen Abdruck der Wiener handschriftlichen Sammlung von Briefen und Urkunden König Rudolfs I, mit einem besonders instructiven Commentare.

Gerberts historische Hauptwerke aber sind die Geschichte der Kirchen-Musik von der ältesten bis auf

seine Zeit, mit einer Beigabe von 25 musicalischen Abhandlungen aus dem Mittelalter, in 5 Quartbänden; die Darstellung der alten Liturgie von Alemannien, mit einem Anhange liturgischer Denkmäler, in 3 Quartanten, und die Geschichte des Schwarzwaldes, mit einem Urkundenbuche, ebenfalls in 3 Quartbänden.

Hatte Gerbert die Musik von Jugend auf geliebt und getrieben, so erschien derselbe später als ein vorzüglicher Kenner in diesem Fache, als Theoretiker, wie als Practiker, denn er spielte und componierte mit gleicher Gewandtheit. Der Ritter von Gluck, welchen er in Paris kennen gelernt, war sein vertrauter Freund; beide Männer stunden in Briefwechsel mit einander und schäzten sich gegenseitig sehr hoch.

Der Fürstabt pflegte zu sagen, daß es ihn nicht wenig gekostet habe, seine Leidenschaft für die Musik in den gehörigen Schranken zu halten, und Solches eben die Ursache sei, warum er sich so angelegentlich mit der Kirchenmusik beschäftigt. Diesem Bestreben, seine Lieblingsneigung mit den Pflichten seines Standes zu vereinigen, hat man also das classische Werk de Cantu et Musica sacra zu verdanken.

„Zu diesem Werke“, sagt Gerbert im Vorworte, „bin ich äußerlich zunächst veranlaßt worden durch den unvergleichlichen S. Georger Codex, welcher zu S. Blasien gedruckt werden sollte. Derselbe gieng leider in dem Brande von 1768 zu Grunde, mit dem ganzen Apparate, den ich auf meinen Reisen gesammelt. Mein einziger Trost nach diesem schmerzlichen Verluste war der Umstand, daß der erste Theil der Musikgeschichte bereits die Presse verlassen, und die in jenem Codex enthaltenen Abhandlungen über die Musik sich abschriftlich noch anderwärts vorfanden.“

Gerbert zeigt in dem herrlichen Werke, wie dem

alten einfachen Kirchengesange während des Mittelalters allmählig die Instrumental-Musik beigesellt worden; wie hernach diese leztere, besonders seit dem 15ten Jahrhundert, mehr und mehr einen weltlich ausschweifenden Character angenommen, niemals aber so alles Maß überschreitend, wie eben zu seiner Zeit, durch luxuriöse und lascive Musiker, deren Uebertreibungen sich bis zur Unerträglichkeit steigerten.

Diesem Uebel habe Papst Benedict XIV abzuhelfen gesucht, indem er durch ein Rundschreiben von 1749 sämmtliche Bischöfe zu einer Reform der Kirchenmusik aufgefordert, während auch die Kaiserin Maria Theresia für ihre Erblande dasselbe angestrebt. Aber das Alles sei vergeblich gewesen und werde es bleiben, so lange man gestatte, daß weltliche und kirchliche Musik sich vermischen, um entweder zur Unterhaltung der Zuhörer oder zur Befriedigung der Effect- und Neuerungssucht eitler Musiker zu dienen.

Dagegen bleibe der Choralgesang sich immer gleich, und es wäre nur dafür zu sorgen, daß derselbe in einfacher und ernster Harmonie ertöne, des heiligen Dienstes würdig, dem er gewidmet sei, frei von allem fremdartigen Schmucke, welcher dem kirchlichen Elemente und Cultus nicht gezieme.

Gerbert hatte zu Rom den Choralgesang in der sixtinischen Capelle gehört und war davon so begeistert worden, daß er die Art und Weise desselben niederschrieb und den Entschluß mit nach Hause nahm, dort möglichst für die Einführung dieses Gesanges zu wirken. Die älteren Herren des Stiftes wollten aber nicht an den Choral; er strenge zu sehr an, und die Musik, die liebe Musik, gehe darüber zu Grunde! Waren sie ja alle selber treffliche Instrumental-Musiker; denn jeder Novize erlernte ein Instrument und jeder

Pater spielte eines, dieser und jener das seinige mit ausgezeichneter Meisterhaft.

Wie sehr Gerbert den Choralgesang gegen die Instrumental-Musik bevorzugte, berichtet uns der Baron von Böcklin in einem Schreiben aus dem Jahre 1790, welches seine „Beiträge zur Geschichte der Musik in Deutschland" enthalten.

„Der jetzt regierende Fürst", heißt es daselbst, „liebt die Studien mehr, als die Musik, obwohl derselbe ihren Werth genug zu schätzen weißt. Er trachtet allein darnach, Gelehrte aus seinen Leuten zu bilden, unter denen er glänzt, wie der Mond unter den Sternen. Der weltberühmte Herr ist sogar ein Feind der heutigen so ausgearteten und verdorbenen Kirchenmusik, und mit vollem Rechte, denn wirklich sollte man dieses gotteslästerliche Unwesen, wie es heutzutage meistentheils getrieben wird, aus unseren Tempeln überall strengstens verbannen."

Da zu S. Blasien von den dortigen Conventualen immer gegen 40 meist jüngere Männer auf die stiftischen Priorate, Propsteien und Pfarreien ausgesezt waren, welche bei ihrer Rückkehr in's Kloster meistens ihre Uebung in der Musik eingebüßt, so mußte die Pflege dieser Kunst unter ihnen sehr abnehmen. Dagegen war daselbst ein besonders schöner Choral zu hören.

„Bei der Einweihung der neuen Kirche in S. Blasien", fährt von Böcklin weiter, „wurde ein Choral (die Antiphon Ecce sacerdos magnus) intoniert, wozu die Orgel, die Posaunen und Zinken, Trompeten und Pauken, sammt einigen harmonischen Glocken, wechselweise mitspielten, von welcher Art ich in Deutschland noch niemals eine Musik gehört. Sie war von großer Aehnlichkeit mit dem Choralgesange in der Peterskirche zu Rom."

Der Fürstabt selber hatte die Composition zu diesem Festchorale geliefert und Pater Schell, der „herrliche Organist", trug besonders zur imposanten Ausführung desselben bei. Man begreift daher, wie aus der Feder eines solchen Gelehrten das Werk de Cantu et Musica sacra hervorgehen konnte, über welches noch unser Zeitgenosse Riel in seinen „musicalischen Characterköpfen" folgendes Urtheil gegeben.

„Nicht blos bei uns Deutschen, auch bei anderen Nationen, welche in Kunstsachen eine Stimme hatten, war im vorigen Jahrhunderte die musikalische Literatur in breiter Entfaltung aufgeblüht. Darin ligt nun gerade nichts Auffallendes; aber als etwas Einziges in der ganzen Literaturgeschichte steht wohl die schriftstellerische Freundschaft da, worin die beiden größsten antiquarisch-musikalischen Forscher Italiens und Deutschlands, der bolognesische Pater Martin und der schwarzwäldische Fürstabt Gerbert, brüderlich zusammen wirkten."

„Sie kamen mit einander überein, die erste umfassende Geschichte der Musik aus den Quellen gemeinsam zu bearbeiten. Martin übernahm die allgemeine Einleitung zu dieser Geschichte, Gerbert den besondern Theil der Kirchenmusik. Beide waren im Besitze so reicher und seltener Quellensammlungen, wie sie schwerlich jemals wieder zu Stande kommen werden, und neidlos tauschten der Deutsche und der Italiener gegenseitig ihre Schätze und Ergebnisse aus."

„Gerbert war durch aller Herren Länder gereist und hatte von Kloster zu Kloster nach musikalischen Manuscripten gespürt. Die reiche Ausbeute sichtete und studierte er in seinem stillen Musensitze zu S. Blasien und begann die Herausgabe der mühevoll gesammelten Schätze — da brannte die Abtei nieder, wobei auch

diese einzige, unersetzliche Quellensammlung über ältere Musik ein Raub der Flammen ward."

„Ein Forscher, wie Gerbert, ist seither nicht wieder gekommen, und eben so wenig ein Lehrer der Tonkunst, wie sein Freund in Bologna. Niemals hat ein Musikmeister eine solche Schülerschaft gehabt, wie dieser Pater Martin, und fast unglaublich erscheint die allgemeine Verehrung, welche er allenthalben bei seinen Zeitgenossen fand."

„Aber dennoch übertraf der deutsche Gerbert in dem gemeinsamen Geschichtswerke den italienischen Mitarbeiter weitaus an Gediegenheit. Denn das martini'sche Buch hat mehr einen mythischen Ruhm auf die Nachwelt gebracht, das gerbert'sche dagegen besitzt das ungleich wichtigere Verdienst, noch heute dem Forscher unentbehrlich zu sein, wenn sich's um Aufschließung alter Quellen handelt."

Das Werk über die „alte alemannische Liturgie" dedicierte Gerbert aus dankbarer Verehrung dem Papste Pius VI, welcher ihm vor 14 Jahren als päpstlicher Kämmerer während seines Aufenthaltes zu Rom ein so herablassendes, humanes Wohlwollen geschenkt, wodurch er in seinen Forschungen wesentlich gefördert und ermuthigt worden.

„Deinem warmen Eifer, heiligster Vater", sagt der Fürstabt in seiner Widmung, „verdanke ich großentheils das Gedeihen der beiden kirchlichen Werke, welche ich ganz im Sinne Deiner Worte unternommen, daß eine würdige Zierde und Pracht des Gottesdienstes besonders rührend und erhebend auf das Gemüth der Gläubigen wirke."

„So sind der Kirchengesang und die Kirchenmusik hauptsächliche Beförderungsmittel der Andacht; aber leider sehen wir dieselben bei uns in Deutschland

immer mehr verkommen, aus verkehrter Nachahmung der Italiener, welche hierin lieber dem weltlichen Geschmacke frönen, als sich nach der päpstlichen Capelle bilden wollen, wo die allein würdige Kirchenmusik, jene der menschlichen Stimme, zugelassen wird."

„Neben der Kirchenmusik erscheint die kirchliche Liturgie als wichtigstes Erbauungsmittel, daher habe ich zu Rom, an der ersten Quelle für solche Forschungen, hauptsächlich auch Schriften und Denkmäler über diesen Gegenstand gesammelt. Dazu gehören zunächst jene wundervollen Gebete oder Collecten des heiligen Ambrosius, wie der großen Päpste Leo, Gelasius und Gregor, welche ich aus den ältesten Sacramentarien in ihrer ursprünglichen Gestalt an's Licht zu stellen gedenke, damit sie zur Hebung des Gottesdienstes und zu unserer Auferbauung dienen."

Anderwärts war damals für die Geschichte der Liturgie schon mehr geschehen, als in Deutschland, wo man den Gegenstand bisher nur gelegentlich besprochen. Daher hatte Gerbert um so eifriger Hand an die Ausführung des Planes gelegt, zunächst für sein Heimatland Alemannien oder Schwaben ein solches Werk zu bearbeiten. Was die sanctblasische Bibliothek zu diesem Zwecke an Quellen und Hilfsmitteln nicht darbot, das mußten ihm seine Reisen verschaffen.

Die vetus Liturgia alemannica behandelt in eilf sorgfältigen Untersuchungen die Einführung des Christentums in Alemannien, die alten Denkmäler des dortigen Gottesdienstes, die Celebrierung der heiligen Messe in den Kirchen und die dabei üblichen Gebräuche, Geräthschaften und Ornate, die Ein- und Entweihungen, Benedicierungen und Exorcismen, die canonischen Stunden, die Feier der Sonntage und kirchlichen Festzeiten, die Litaneien, Processionen und Wall-

fahrten, endlich die Bestattung der Verstorbenen, wie die Andachten und Opfer für dieselben.

So führten die vieljährigen Sammlungen und Studien Gerberts über die Kirchenmusik und die kirchliche Liturgie zu zwei Werken, von denen man nicht weißt, welches das andere an Reichtum seines Inhaltes, an umsichtiger Behandlung des Stoffes und an kritischer Gelehrsamkeit übertrifft.

Unter den sämmtlichen Werken Gerberts ist aber seine „Geschichte des Schwarzwaldes" das bekannteste und am meisten benüzte. Es verbreitet sich dasselbe, von den Zeiten der Römerherrschaft am Rheine bis auf die Tage des Verfassers, über den Anbau, die Christianisierung und Culturentwickelung, die politischen und kirchlichen Veränderungen, die socialen Verhältnisse und Geschicke des merkwürdigen Berglandes in gründlichst eingehender Weise.

Ganz besonders jedoch werden die schwarzwäldischen Benedictiner-Klöster darin behandelt, denn der Fürstabt betrachtete die materielle und geistige Cultivierung dieses einst so öden und unwirtbaren Erdenwinkels größtentheils als ein Verdienst des Ordens, welchem er angehörte.

Soweit in den Rhein- und Donauländern die römische Herrschaft reichte, war seit dem 4ten Jahrhunderte das Christentum die herrschende Religion gewesen. Nachdem aber das gewaltige Römerreich durch die große Völkerwanderung gestürzt worden, überschwemmten die heidnischen Germanen diese Länder, wobei die Alemannen den Oberrhein besezten und die dortige Bevölkerung unterjochten. Der christliche Gottesdienst mußte dem Heidentume wieder weichen, bis die fränkische Monarchie es zurück führte.

Indessen jedoch hatten zwei Dinge, troz aller Ge-

walt und Unterdrückung, eine Fortsetzung der christlichen Kirche am Oberrheine unterhalten — Bischöfe und Einsiedler! Jene erhielten sich zu Windisch (Constanz) und Augst (Basel); diese aber lebten im Lande umher, wo eine abgelegene Gegend die nöthige Sicherheit bot, ihrem Gottesdienste in einschichtigen hölzernen Cellen, aus denen hernach einflußreiche Klöster und Stifte entstunden.

Solche Eremiten und Waldbrüder waren in den oberrheinischen Gauen die heiligen Männer und Märtyrer Trudbert, Landolin, Meinrad und die frommen Brüder an der Alb, zu einer Zeit voller Verwirrung, Rohheit und Barbarei, voller Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, welche das aufgehende Licht der Christuslehre nur langsam überwand.

Zum Glücke für die neu gegründeten christlichen Reiche war aus Nursia in Umbrien der Mann hervorgegangen, welcher durch seine Stiftung des Benedictiner Ordens die Ueberlieferungen der alten Cultur auf die Nachwelt verpflanzte. Die Regula sancti Benedicti blieb das Gesetzbuch für eine wunderbar anwachsende Menge von Bekennern, denen man die Beurbarung unzäliger Wildnisse und die Pflege der Geistes- und Seelencultur unter den verschiedensten Bevölkerungen zu verdanken hat.

So wichtig für das ganze abendländische Mittelalter war die Arbeit der Benedictiner im geistlichen und materiellen Anbaue von Land und Volk, zumal aber in der Fortpflanzung der literarischen Schätze des hochgebildeten Altertums, daß ein gelehrter Jünger der ihnen sonst sehr abholden Gesellschaft Jesu sich zu dem Bekenntnisse genöthigt sah: „Wenn der Orden des heiligen Benedict nicht gewesen, so wäre die ganze Literatur zu Grunde gegangen.“

Wirklich bestanden durch ganz Italien, Frankreich, Deutschland und England, nach Eroberung dieser Reiche durch die Germanen, nirgend etwelche Schulen, als in den Gotteshäusern, und auch nach Errichtung der ältesten Universitäten zu Rom, Pavia und Paris, wo die Benedictiner zuerst als Lehrer auftraten, bildeten ihre Klosterschulen noch lange Zeit beinahe die einzigen Anstalten des geistigen Unterrichts.

Und welche Namen sind aus diesen Schulen hervorgegangen, wie viele Päpste, Bischöfe, Reichskanzler und Staatsmänner, Missionäre, Künstler, Gelehrte und Schriftsteller ersten Ranges, von Gregor dem Großen bis auf Abt Gerbert von S. Blasien!

Seit Gründung der fränkischen Monarchie, welcher die christliche Kirche am Rheine ihre Wiederherstellung verdankt, wurden während 5 Jahrhunderten im Bereiche des Schwarzwaldes mehr als zwanzig Stifte, Klöster und Cellen des benedictinischen Ordens gegründet, deren Bewohner durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, durch Seelsorge, Landwirtschaft, Kunst- und Handwerksbetrieb die Wohlthäter ihrer Umgebung, die Vorbilder segensreicher Thätigkeit und nützlicher Nachahmung geworden.

Wenn also Gerbert den Schwarzwald als eine „Colonie der Benedictiner" darstellte, so geschah es mit vollem Rechte. Denn was bot dieses größtentheils öde, rauhe und unwirtliche Gebirgsland an Culturleben dar, bevor darin die benedictinischen Gotteshäuser bestunden? Beinahe nichts.

S. Blasien im einsamen Albthale am Südabhange des Feldberges, S. Trudbert im Münsterthale, am Fuße des Bölchen, S. Peter am Südabhange des Kandel, und S. Margaretha zu Waldkirch, am Fuße dieses Berghauptes, S. Georgen am hohen Kesselberge,

dem Scheitel von ganz Ostalemannien, S. Benedict im Alpirsbach am Südabhange des Kniebis, S. Aurel in der Hirschau am Nagoldflusse, S. Gregor am Reichenbache im Murgthale und S. Maria zu Herrenalb an der Westhalde des Tobels — ihre Lage schon bezeichnet die Wichtigkeit dieser Klöster für das Culturwesen des großen Berg- und Waldbereiches.

Aber, die Römer bereits hätten den Schwarzwald cultiviert, sagen moderne Historiker. Ja, die römischen Welteroberer hatten ihre Heerwege durch die Sylva Marciana, hatten dort ihre Bergwerke, ihre Militärstationen, Wartthürme und Castelle; aber außer Tarodunum (Zarten), Brigobannis (Bräunlingen) und Solicinium (Sülchen) wohl weiter keine bedeutendere Niederlassung mehr.

Die alten Mönche und Klosterstifter seien nur den römischen Spuren nachgezogen, wird behauptet. Ja, sie suchten die wenigen Ueberbleibsel der römischen Cultur und des römischen Christentums auf, welche die Verwüstungen der Völkerwanderung und die barbarischen Eroberer des Landes noch überig gelassen!

Wer aber hat die Wildnisse am Feldberge, am Bölchen, Blauen, Kandel und Hünensedel, am Kesselberge, im Nagoldthale und am Tobel urbar gemacht? Die vielen Höfe und Maiereien dieser abgelegenen Gegenden gegründet? Die weltlichen Herren derselben? Nein, sondern meistentheils die Benedictiner-Klöster mit Hilfe ihrer Laienbrüder!

Und wer im Schwarzwalde, wo so lange Zeit hindurch keine Städte bestunden, hat die begabtere Jugend im Lesen und Schreiben, in den heiligen Büchern, in den Wissenschaften und Künsten unterrichtet? Geschah es etwa auf Veranstaltung der Laienherren? Mit nichten, sondern in den benedictinischen Schulen und Werk-

stätten, von denen die einzige edlere Bildung ausgieng, welche damals unter den schwarzwäldischen Bevölkerungen möglich war.

Daher wiederholen wir schließlich, was Gerbert im Vorworte seiner historia nigrae Sylvae, ordinis S. Benedicti coloniae, zur Rechtfertigung dieser Ueberschrift mit kurzen Worten anführt.

„Wer meine Geschichtsdarstellung aufmerksam durchgelesen, dürfte sich nicht wundern, daß ich den Schwarzwald eine Colonie der Benedictiner genannt; denn er wird gesehen haben, welch' ein unwirtliches Bergland derselbe gewesen, bevor diese Ordensbrüder dahin kamen und die bisher kaum zugänglichen Wildnisse durch die Arbeit ihres Geistes und ihrer Hände allmählig urbar und wohnlich gemacht."

Wie sehr indessen Gerbert die Verdienste seines und anderer Mönchsorden auch hervorhebt, so vergißt derselbe als warheitsliebender Historiker es doch keineswegs, das Tadelnswerthe und Verwerfliche zu rügen, was im Verlauf der Jahrhunderte da und dorten von Vorsteheren und Capiteln, wie von einzelnen Mitgliedern der Stifte und Klöster begangen worden; er vergißt es nicht, das allmählige Verkommen mancher Gotteshäuser zu beklagen und die Ursachen davon getreulich darzulegen.

Ein besonderer Prüfstein aber für seine gerecht und billig abwägende Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen war die Reformationszeit, deren gewaltsame Erscheinungen er in kurzen Zügen möglichst objectiv und gemessen dargestellt hat.

Gerbert verwarf das Werk der Reformatoren hauptsächlich nur deshalb, weil dieselben ihren ursprünglichen Zweck, die Abschaffung der Mißbräuche in der Kirche und die Verbesserung der Sitten unter der Geist-

lichkeit, weit überschreitend, auch die kirchlichen Glaubenssätze angegriffen, die kirchliche Verfassung gestört und einen namentlich für Deutschland verhängnißvollen kirchlichen Abfall hervorgerufen.

Tief bedauerte der Fürstabt diese „aus einer literarischen Fehde erwachsene Glaubenstrennung“, und wenn er deshalb das 16te Jahrhundert als die „unseligste Zeitperiode“ (infaustissimum saeculum) seit Christi Geburt bezeichnet; wenn er die damaligen Humanisten beschuldigt, daß sie von ihrem phrasenreichen Tadel der Kirchendiener zur Untergrabung der Kirche selber verleitet worden, und endlich die Widersprüche hervorhebt, worein sich die Reformatoren häufig verwickelt, so dürfte Solches dem glaubenstreuen Prälaten billigerweise nicht zu verargen sein.

„Seit der Eroberung Roms durch die arianischen Westgothen im Jahre 410“, schreibt der Fürstabt, „hat nichts der katholischen Kirche eine so tiefe Wunde geschlagen, als die von Luther herauf beschworene Glaubenstrennung. Es erfolgte, zumal unter den Völkern germanischen Geblütes, ein gewaltiger Abfall und sofort zwischen den Alt- und Neugläubigen ein leidenschaftlicher, ewiger Krieg.“

„Da die Neuerer keinen Papst mehr erkannten, also auch kein unfehlbares Lehramt desselben in Sachen des Glaubens und der Sitten, so setzten sie die Bibel an dessen Stelle als einzig wahre Quelle christlicher Erkenntniß. Sie machten sich aber selber zu Auslegern der Schrift, und dadurch mußte es kommen, daß Luther, Zwingli, Calvin und andere Reformatoren ein jeglicher seiner eigenen Auslegung folgte.“

„Das Beginnen Luthers war revolutionär gegen Papst, Kaiser und Reichstag. Es rief eine Trennung der Reichsfürsten hervor, von denen sich der eine Theil

nicht nur gegen das Reichshaupt empörte, sondern auch den unchristlichen Grundsatz aufstellte, daß die Unterthanen verpflichtet seien, das jedesmalige Glaubensbekenntniß ihres Landesherrn anzunehmen."

„Unerhört bei der Christenwelt war es bisher gewesen, daß die kirchliche Gerichtsbarkeit in weltliche Hände zu legen und die Entscheidung von Glaubensfragen dem Privaturtheile zu überlassen sei. Hiernach konnte eine Verständigung nicht mehr stattfinden, ungeachtet aller Versuche durch Reichstage, Religionsgespräche und andere Beredungen."

Es kam zu den Waffen, und diese führten einen Religionsfrieden herbei, auf welchen die Worte des Propheten paßten: Wir hofften Frieden, aber er brachte nichts Gutes; wir erwarteten Heilung, aber es folgte nur größeres Uebel."

„Die evangelischen Fürsten maßten sich das jus reformandi an, sie wurden die Bischöfe ihrer Unterthanen, und da man weder im alten, noch neuen Testamente irgend Etwas zur Behauptung dieser Verkehrtheit entdecken konnte, so rief man das Naturrecht zu Hilfe. Verständige Männer sahen aber wohl ein, daß damit den Wagnissen der Herrsch- und Habsucht, wie Dodwell sagte, Thor und Thüre geöffnet seien."

„In diesem Sinn' hatte auch Melanchthon einem seiner Freunde geschrieben: Ich sehe wohl, was wir nach Auflösung der altkirchlichen Ordnung für eine Kirche bekommen werden. Ich sehe eine Tyrannei hereinbrechen, welche weit unerträglicher sein wird, als früher jemals eine gewesen."

„Und wirklich, wie haben solche Landesherren ihre Bischofsgewalt oft ausgeübt! Es wird von evangelischen Schriftstellern selber zugestanden, daß sie gewöhnlich mehr den zeitlichen Gewinn, mehr die Säcularisa-

tion der Kirchengüter, als die Religion dabei im Auge gehabt. Ihre politischen Räthe aber benutzten all' Das zum wachsenden Vortheile der Staatsgewalt, wodurch das Werk der Reformation einer traurigen Zukunft verfallen mußte."

„Treffend wurde selbst in den Schriften der Berliner Academie noch neulich bemerkt, daß die Glaubensänderung in England den Eifer, in Frankreich die Neuerungssucht und in Deutschland die Habgier zur vornehmsten Triebfeder gehabt."

„Inzwischen bot die katholische Kirche wiederholt Alles auf, um die Abgefallenen in ihren Schoos zurück zu führen. Es wurde das allgemeine Concil, auf welches die Reformatoren anfangs immer ihre Berufung gestellt, wirklich veranstaltet und trotz allen Unterbrechungen im Jahre 1563 zu Trient glücklich beendigt. Diese berühmte Kirchenversammlung hat die heilsamsten Beschlüsse gefaßt und für die Gemeinschaft der kirchlichen Gewalt zwischen Papst und Bischöfen auf's Ersprießlichste gearbeitet."

„Es war dabei vergeblich gewesen, daß die Feinde der Verständigung alle Mittel aufgeboten, um die Geistlichkeit vom Gehorsame gegen Rom abzubringen. Christus, behaupteten sie, habe seine Verheißung der ganzen Kirche gemacht, und nicht der Person des heiligen Petrus; in der Schrift aber lautet die Vollmacht des Herrn unzweideutig: „Ich übergebe Dir die Schlüssel des Himmelreichs, und was Du hier gebunden oder gelöst, soll es auch dorten sein."

„Die Neugläubigen, da sie bei ihrem Mangel eines obersten Richters in Glaubenssachen, und bei ihrer verschiedenen Auslegung der heiligen Schrift, zu keiner Einheit und Einigkeit gelangen konnten, nahmen ihre Zuflucht zu einer gegenseitigen christlichen Duldung.

Haben dieselben aber überall, wo ihnen die politische und kirchliche Herrschaft zu Theil geworden, diese hochbelobte Toleranz auch gegen Andersgläubige ausgeübt? So erlauben wir uns, zu fragen."

„Die Art und Weise von Handhabung der Gewalt, welche die Protestanten ihren Fürsten gegen die Gewissensfreiheit eingeräumt, läßt wahrlich keine bejahende Antwort hierauf zu. Beinahe nur Unterdrückung, Blut, Thränen und Elend beantworten die unwillkommene Frage."

„Dergestalt verwandelte sich das anfangs bezüglich der kirchlichen Mißbräuche und des geistlichen Sittenzerfalles vielfach berechtigte Reformationsbestreben in Beziehung auf die Glaubenssätze, die hierarchische Ordnung und das Kirchengut, mehr und mehr in ein gewaltsames Unrecht. Man werfe nur einen Blick auf die blutbefleckten Gewaltthaten, welche damals hin und wieder in Deutschland, welche in Irland, England, Dänemark und anderwärts für den Sieg des Evangeliums ausgeübt worden."

Gerbert hatte keine Ahnung von der „geistreichen Geschichtschreibung" unserer Tage. Derselbe hielt sich lediglich an die Thatsachen, welche ihm seine fleißig und umsichtig gesammelten alten Denkmale, Chroniken und Urkunden an die Hand gaben. Er schrieb die Ergebnisse seiner Forschungen einfach nieder, ohne den zweideutigen Schmuck phantasierender Raisonnements.

Man lernt aus den Geschichts-Werken des Fürstabtes eine Fülle durch historische, topographische, chronologische, diplomatische, heraldische und sphragistische Untersuchungen erläuterter Details kennen, welche die solideste Grundlage für geschichtliche Darstellungen bilden.

Zehnter Abschnitt.

Gerbert als Mensch und Character.

Wenn dem Fürstabte Gerbert das Lob eines väterlichen Klostervorstehers, eines trefflichen Landesherrn und ausgezeichneten Gelehrten mit vollem Rechte gebührt, so waren sein aufgeklärter gebildeter Geist, sein ehrenfester, gewissenhafter, humaner und liebenswürdiger Character die Wurzel und Krone davon.

Diesen Geist und Character haben viele damaligen Schriften in sehr anerkennender Weise hervor gehoben; die getreueste Schildernng desselben aber, sichtbar von der Hand eines der vertrautesten Freunde des Fürstabtes, findet sich in Schlichtegrolls Necrolog, aus welchem wir auszugsweise die folgenden Stellen hier mittheilen.

„Die heitere und leutselige Miene Gerberts kündigte schon die innere Ruhe seines Geistes und sein allgemeines Wohlwollen an. Er hatte nichts Pharisäisches, aber viele Würde, nichts Jesuitisches, aber viele Feinheit in seinem Wesen. Offenbar trug sein gefälliges Aeußere dazu bei, die Menschen einzunehmen. Viele Personen, welche ihn kennen gelernt, sprachen mit Enthusiasmus von dem Umgange mit ihm."

„Sein bescheidenes Wesen reizte einen eigentlich dazu an, die Bescheidenheit zu lieben; der sittliche Ausdruck seiner Physiognomie empfahl einem die Sittlichkeit; sein imposantes Erscheinen lehrte einem die Ordnung, den Rangunterschied und die Subordination achten. Er war ein Vorbild ächt christlicher Demuth, mit einem so empfindsamen Herzen, wie ich's noch selten bei einem Mönche gefunden."

„Aus diesem warmen Mitgefühle entsprang seine

Wohlthätigkeit gegen die Armen; er übte dieselbe im Kleinen und Großen stets auf eine Art, wodurch sie ihren Namen wirklich verdiente. Davon dürften seine milden Stiftungen die sprechendsten Zeugen sein."

„Gerbert liebte es, seine gesellschaftlichen Unterhaltungen durch scherzhafte Anspielungen und eine gewisse Gattung von witzigem Doppelsinne zu beleben; allzeit aber geschah Solches in einer Weise, welche sogleich errathen ließ, daß er vielseitigen Umgang mit der gebildeten Welt genossen. Sein Betragen in Gesellschaft mit Anderen war durchaus gelassen, sanft und leutselig, obwohl er erst durch eine sorgfältige Selbsterziehung über sein von Natur aus hitziges Temperament gesiegt hatte."

„Zwei Hauptzüge im Character unseres Fürstabtes waren die große Einfachheit des Geistes, welche all' seine Handlungen bezeichnete, und der brennende Eifer für die Religion, wie er dieselbe von seinem Gesichtspuncte aus auffaßte. Um ihn aber in lezterer Beziehung nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man sich seine ganze Lage vergegenwärtigen; alsdann wird man seine religiöse Ueberzeugung mit seinen übrigen Einsichten und Studien gar wohl verträglich finden und es begreifen, wie ihm der freiere Blick im Urtheile über Menschen und Religionssachen zuweilen gemangelt."

„Indessen hatte er mit vielen Protestanten ein Band ächter Freundschaft geknüpft, welches bis an seinen Tod währte und durch die Verschiedenheit der confessionellen Anschauungen nicht im Geringsten beeinträchtigt wurde. Der literarische Briefwechsel, worin er mit einer Anzahl protestantischer Gelehrten stund, erwarb ihm die Hochachtung und das vollste, ehrendste Vertrauen derselben."

„Immer zeigte sich Gerbert als einen Freund be-

schiedener und einfacher Menschen, welche es redlich mit der Religion und ihren Mitmenschen meinten. Er liebte den Frieden und suchte denselben womöglich zwischen den Hierarchen und seiner Congregation zu erhalten. Es gelang ihm auch, in einigen benachbarten Klöstern die erschütterte Einigkeit wieder herzustellen."

„Was man über seine lezten Schriften auch denken mag, so ist es gewiß, daß seine Absicht dabei nur auf das Gute, nur auf die Beglückung seiner Nebenmenschen gerichtet und keine selbstsüchtige Leidenschaft dabei im Spiele war. Er befürchtete eine Spaltung in der katholischen Kirche; aus diesem Gesichtspuncte müßen dieselben beurtheilt werden, wenn man gerecht und billig gegen ihn sein will."

„Allgemein geehrt und geliebt, erlebte Gerbert ein glückliches Alter. Sein fester Körperbau war durch keine Krankheit geschwächt, wozu seine mäßige und geregelte Lebensweise das Meiste beigetragen. Auch seine Sinne blieben gesund bis an's Ende. Eine versteckte Brustentzündung und ein Ansatz von Wassersucht führten am 13ten Mai 1793 seinen Tod herbei."

Fürstabt Martin erlebte also die gewaltige Katastrophe nicht mehr, worüber ihm das Herz gebrochen sein würde; er starb wenige Jahre vor dem Erscheinen des „prädestinierten Helden", durch welchen die halbe Welt erschüttert und das deutsche Reich mit seinen geistlichen Fürstentümern zertrümmert ward!

Die damalige Freiburger Zeitung, welche keineswegs eine Lobrednerin der strengen Kirchlichkeit war, konnte nicht umhin, nach dem Tode Gerberts einen größern Artikel über die Verdienste des Fürstabtes zu bringen, worin sie die Characterschilderung desselben mit den folgenden Stellen schließt.

„Gerbert besaß alle die Eigenschaften und Tugen-

den eines Herrn, welcher seine Untergebenen liebt und dessen Vergnügen darin besteht, dieselben glücklich zu machen. Wer immer ihn näher gekannt, auch wenn es ein Feind seiner kirchlichen Richtung war, mußte eingestehen, daß der Fürstabt zu edel dachte, um Jemanden seine Würde und Stellung im Geringsten verletzend fühlen zu lassen. Denn da sich seine Größe nur auf die Gaben eines trefflichen Verstandes und Herzens gründete, so zeigte er sich ferne von einem thörichten Hochmuthe, welcher nur abschreckt, ohne zu imponieren und Achtung zu gebieten."

„Mit jener ruhigen und sanften, geistvollen und erhabenen Miene, womit der edle Prälat die Liebe der Welt gewann, sah derselbe auch seiner lezten Stunde entgegen; er starb als Christ, heiter und ergeben. Tiefbetrübten Blickes schauten seine Untergebenen und Unterthanen, deren Liebe und Verehrung ihn bis an's Grab begleitet hatte, dem Hingegangenen nach, und nur das Interesse der Wahl seines Nachfolgers milderte diese Betrübniß."

In der That empfanden alle Treu- und Redlichgesinnten der Klosterfamilie und Unterthanenschaft den ganzen Verlust eines solchen Vorstehers und Landesherrn. Dieses drückte sich sprechend am Grabe des Geschiedenen aus, wo tausend heiße Thränen die Leichenrede begleiteten, welche der Capitular Weiß in meisterhafter Ausführung abhielt.

Und ebenso drückte es sich aus in dem herrlichen Chorale, welcher nach dem Seelenamte im Conventsaale abgesungen ward. Der gedruckte Text desselben trug die Ueberschrift: „Der Untergang der Sonne" und ließ den Schutzgeist des Stiftes sagen:

Sanctblasien, für dich ist es bestimmt
Das bitt're Loos, daß deine Sonne weichet.

Ergieb dich Gott, der Fürsten schenkt und nimmt,
Und trink' den Kelch, den dir der Himmel reichet.
Trink' ihn, den Kelch der schon gewöhnten Leiden,
Trink' ihn und fei're deines Vaters Scheiden;
Feir' es im trauerschwarzen Florgewand,
Weil deine Sonne,
Weil deine Wonne
Zu früh', ach viel zu früh' verschwand!

Die Sänger stellten, neben dem Schutzgeiste des Stiftes, die Religion und vier Bewohner des Albthales dar, welche in einfachwürdigem Wechselgesange die Tugenden und Verdienste des Veregwigten priesen. Dieser Trauerfeierlichkeit wohnten bei der constanzische Weihbischof von Baden, der freiburgische Regierungspräsident von Summerau, der ständische Präsident von Baden, der Vicepräsident von Bissing, die Grafen von Durant und von Sickingen, die Prälaten von Rheinau und S. Trudbert, der Domherr von Thurn und der hauensteinische Waldvogt.

Es gab wohl einige unter den Stiftsgliedern, welchen die Trauer über das Hinscheiden Gerberts wenig von Herzen gieng; aber ihre Hoffnungen schlugen fehl, denn seine Nachfolger huldigten weder einem Rückschritte, wie ihn die Einen heimlich wünschten, noch der belobten Zeitrichtung, wie es die Anderen gerne gesehen. Die Fürstäbte Mauriz und Berchtold hielten sich eben so streng an den Geist ihrer Kirche, als an die Satzungen ihres Ordens, und verfolgten im Ueberigen einen gemessenen Mittelweg, wie sehr es beiderseits die Zeloten des Tages auch tadelten.

Von den protestantischen Gelehrten, mit welchen Gerbert in vertrauterem Verkehr gestanden, sind vornehmlich der Professor Schöpflin und der Bibliothekar Lamey in Straßburg zu nennen. An leztern liegen noch mehrere Briefe des Fürstabts vor, welche einen höchst

wohlthuenden Einblick in das Verhältniß zwischen dem strengkatholischen Prälaten und den aufgeklärten Bekennern der augstburgischen Confession gewähren.

„Was die Leipziger Blätter", schrieb Gerbert unterm 19ten November 1761 an den Lezteren, „über meine Theologie vorbringen, hat mich wenig bewegt, da ich von den trefflichsten Gelehrten aus Euerem Lager genugsame Zeugnisse für mich besitze. Meine Schriften sind weit entfernt von dem leidenschaftlichen Geiste, welcher im Zeitalter der Glaubenstrennung auf beiden Seiten geherrscht. Wir bleiben Freunde bis an den Altar."

In einem Schreiben vom 20sten Aprile 1762 legt derselbe das Bekenntniß ab: „Unserm berühmten Freunde Schöpflin verdanke ich in Beziehung auf mein Werk über die alemannische Liturgie sehr Vieles, namentlich für den Abschnitt von der Einführung des Christentumes in Alemannien, welchen ich völlig seiner Beurtheilung unterzogen."

Ein weiteres Schreiben Gerberts vom 8ten Juli 1762 enthält die Mittheilung: „Ihren lezten Brief habe ich zu Gurtweil erhalten, während sich ein Herr aus Rom bei mir befand. Es war Graf Garampi, der Vorstand des geheimen päpstlichen Archives, ein liebenswürdiger Freund der Gelehrsamkeit und Gelehrten."

In einem der jüngsten Briefe an Lamey vom Jahre 1789, nachdem derselbe zum Secretäre der pfälzischen Academie in Mannheim ernannt worden, theilte ihm der Fürstabt mit, daß er, müde der bisherigen Streitereien, nunmehr ganz und gar mit dem Werke „über das Erhabene im Evangelium" beschäftigt sei, während einige seiner Patres ihre Arbeiten für die Germania sacra mit neuem Eifer aufgenommen.

Auch mit dem jungen Johannes Müller von

Schaffhausen, dessen aufstrebendes geschichtschreiberisches Talent man zu S. Blasien wohl erkannte, trat Gerbert in eine freundschaftliche Verbindung und trug zu dessen Anstellung in Mainz wesentlich bei, indem er ihn den maßgebenden Persönlichkeiten theils selber empfahl, theils durch Pater Neugart empfehlen ließ.

„Es ist mir", sagte der Fürstabt in seinem Dankschreiben für die Zusendung des ersten Theiles der Schweizergeschichte, „es ist mir Ihre Bekanntschaft desto vergnüglicher, da ich immer mit dem Gedanken umgehe, eine Geschichte von S. Blasien und dessen Umgegend herauszugeben, wozu auch Schaffhausen gehört, daher ich mir nun schmeichle, von dort einiges Licht zu bekommen."

Auf diese freundliche Entgegnung stattete Müller einen Besuch im Stifte ab und gewann dabei so sehr die Achtung und Zuneigung der dortigen Historiker, daß dieselben bis in's Jahr 1798 einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhielten, welcher von ihrem wahrhaft aufgeklärten und duldsamen Geiste das schönste Zeugniß ablegt.

Der verbitterten Stimmung, welche die späteren Lebensjahre unseres Fürstabtes getrübt, sind wohl auch seine herben Auslassungen gegen den Weihbischof von Hontheim wegen des Febronius zuzuschreiben.

Gerbert war nach dem Erscheinen dieses Buches mit dem Verfasser in einen Briefwechsel darüber getreten und schmeichelte sich, auf dessen Bekehrung nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Daher nannte er ihn seinen Freund, hob den Wiederruf des Weihbischofs sehr hervor und verteidigte denselben als einen keineswegs erzwungenen, sondern als einen freiwilligen, aus Ueberzeugung hervorgegangenen.

Hontheim hatte unterm 29sten Februar 1779 an

den Fürstabt geschrieben: „Ich glaubte, daß man dem Frieden und der Einheit der Kirche endlich Alles schuldig sei, was man ihr ohne Abbruch der Religion opfern könne. In diesem Sinne hat Febronius 15 Jahre lang für seine Sache gekämpft; da aber Andere, zumal meine Oberen, anders dachten, so habe ich die Waffen zu den Füßen Seiner Heiligkeit niedergelegt."

Dieser gemessenen Benachrichtigung war in einem weitern Schreiben der unleise Vorwurf gefolgt: „Wohl würde über die Rathschläge des Febronius ein billigeres Urtheil erfolgt sein, hätte man zu Rom besser gewußt, was in Deutschland und dessen Nachbarschaft bezüglich der kirchlichen Angelegenheiten vorgegangen, oder wären alle deutschen Prälaten aus einer Reihe wohl unterrichteter Männer genommen."

Das und Aehnliches mochte in unserm Fürstabte ein solches Mißtrauen gegen Hontheim erweckt haben, daß er denselben weiter nicht mehr schonen zu dürfen glaubte. Seine Bekämpfung des Febronius nahm zuweilen einen Ton an, welcher leider einen leidenschaftlichen Eifer verrieth.

Ueberhaupt stößt man beim Durchgehen der polemischen Schriften Gerberts auf Stellen, welche im Urtheile über ihn beirren könnten; aus all' seinen Aeußerungen jedoch ergibt sich ganz entschieden, daß er in redlichster Absicht nur das Beste gewollt.

In dem kirchlichen Streite zwischen den damaligen Papalisten und Episcopalen bestrebte sich derselbe, als ein treuherziger Deutscher (sincerus Germanus) die Parteien zu vermitteln, was ihm freilich schlecht gelang. Aber auch alles Mißlingen vermochte es nicht, dem vielbewährten Kämpfer in der Arbeit für die katholische Kirche zu ermüden; bis an sein Lebensende führte er die Feder in ihrem Interesse.

Fürstabt Gerbert war nicht allein ein vielseitig gebildeter, gründlich gelehrter und bestgesinnter Mann, sondern auch ein feiner Denker und Menschenkenner, der das ganze System seiner Kirche ebenso klar vor Augen hatte, als er die Charactere seiner Freunde und Untergebenen richtig zu beurtheilen verstund.

So haben wir denn in diesen Blättern einen Mann des vorigen Jahrhunderts von edelstem Character und ausgebreitetstem Verdienste kennen gelernt, einen Klosterabt, Reichsfürsten, Gelehrten und Schriftsteller, welcher überzeugungsvoll nach den Lehren seiner Kirche gedacht, gelebt und gewirkt; welcher im Dienste derselben bis an sein Lebensende unermüdlich gearbeitet und dadurch so in ihr Wesen und ihre Geschicke eingedrungen, daß er Manches voraussagen konnte, was ihr nach dem Verhängnisse des Herrn seither wirklich wiederfahren ist.

Eine große Lehr- und Erziehungsanstalt wird wohl jeder auch ausserhalb der Bekenntnisse des positiven Christentums stehende Mann von umfassender Geschichtskenntniß und reicher Lebenserfahrung als wesentliche Bedingung des moralischen Lebens der Menschheit erkennen, da ein solches bei der Nothwendigkeit der verschiedenen Menschen-Klassen und Menschen-Berufe, bei der natürlichen Verschiedenheit der nationalen und individuellen Gaben und Triebe, wie bei den beschränkten Gränzen der einzelnen Staaten, dieser ursprünglich bloßen Rechts- und Friedensschirmer, nach menschlich denkbarer Weise ja gar nicht anders möglich wäre.

Dieselbe muß sich aber mit ihrem innersten Wesen auf das Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer gründen, auf die Religion; denn nur dadurch vermag sie es, die wahre, ewige Lehrerin und Erzieherin der

Völker zu sein, und nur in diesem Elemente kann die Menschheit moralisch bestehen.

Mochte nun eine solche Anstalt in der Welt von jeher vorhanden sein, so war sie's überall nur zerstückelt und unvollkommen, bis die göttliche Einsetzung des Christentums dieselbe zu einem allgemeinen, eng zusammen hängenden, wohl geordneten, mit allen Lehr-, Erziehungs- und Heilsmitteln vollkommen versehenen Weltinstitute erhob.

Zu ihrem dauernden Bestande und Zwecke bedarf sie aber einer einheitlichen, harmonischen Organisation von Haupt und Gliedern, und bei der Fülle ihrer ewigen Wahrheiten, Lehren der Tugend, Weisheit und Menschenliebe, kann der Fortschritt in ihr allein die wachsende Erkenntniß und Wirkung dieser Wahrheiten sein, während deren Inhalt unveränderlich der gleiche bleibt. Dem gegenüber stehen die verschiedenen Staaten mit ihrem weltlichen Cultur-Fortschritte, wo sich das Geltende nach Zeit und Raum zu verändern pflegt.

Diese Anschauung, im Geiste der katholischen Kirche aufgefaßt, enthält den Grundgedanken, welcher unsern Fürstabt beseelte. Dieselbe zieht sich als rother Faden durch all' seine theologischen Werke und bildet den Kern seiner Ecclesia militans, deren Darstellung die Träger der großen Lehr-, Erziehungs- und Heilsanstalt im steten Verteidigungs-Kampfe gegen ihre Feinde aller Gattung schildert.

Diese mit unerschöpflichen Kräften und Mitteln zum Heile der Gläubigen kämpfende Kirche endlich in ungetrübter Einheit und Einigkeit frei und selbstständig wirkend nach dem ganzen Umfange ihres religiösen, ihres geistlichen Bereiches, lehrend, erziehend und auferbauend, zurecht weisend und strafend, versöhnend und vergebend, rathend und helfend, tröstend und heilend — das war

sein hohes Ideal, welchem er begeistert und unermüdlich die Arbeit seiner Tage gewidmet.

Die Characteristik Gerberts nun in wenige Worte zusammenfassend, möchten wir zunächst die Frage thun: Wäre es dem Fürstabte wohl möglich gewesen, in so pflichtgetreuer, unverdrossener, arbeitsamer und friedlicher Weise nach allen Seiten hin so nützlich und wohlthätig zu wirken, wenn er nicht als gewissenhafter und werkthätiger katholischer Christ im engsten Vereine mit seiner Kirche gestanden?

Man täusche sich nicht. Das Gefühl der harmonischen Uebereinstimmung mit den Gesetzen, Lehren und Uebungen der Kirche bereitet uns die sicherste Grundlage für eine Berufsthätigkeit und einen Lebenswandel, welche durch gutes Gewissen und innere Befriedigung zum besten Seelenglücke führen.

Gerbert war, nach einem energischen Niederkämpfen seiner schlimmen Neigungen, in sich einig geworden, und der Ausdruck dieser Einigkeit verlieh seinem Wesen jene Anziehungskraft, welche ihm die Herzen aller Gutgesinnten zu gewinnen pflegte. Seine stille Begeisterung für die Kirche und den Orden, denen er angehörte, gab seinen Bestrebungen eine höhere Weihe und einen edleren Schwung.

Bei ihm waren Erkennen und Handeln im vollsten Einklange; sein ganzes Leben gieng auf in der Ausübung seiner Lehren, und diese giengen hervor aus seiner Ueberzeugung. Dergestalt lieferte er im besten Sinne ein Beispiel zu dem Worte des Herrn: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

Während ich dieses niederschreibe, schwebt manches Lebensbild von berühmten Männern gebildeter Kreise an mir vorüber, neben welchen man den Verherrlicheren unserer Neuzeit den Namen Gerberts nicht nennen

dürfte, ohne mit einem verächtlichen Blicke dafür bestraft zu werden. Fragt man aber bei jenen „Berühmten“ nach der Sittenreinheit des Wandels, nach der edlen Gemüthsbildung, der bescheidenen Selbstachtung, der humanen Sinnesart und dem beseeligenden Frieden des Herzens, wie sie unser Fürstabt besessen, so finden wir in den Früchten ihres Denkens und Lebens die Antwort darauf.

Ihre eitle Selbstliebe und hochmüthige Selbstüberhebung, ihr frivoler Cultus des Fleisches, ihre dämonische Lust des Bezweifelns und Verneinens — diese Triebfedern drängten sie zur Gottlosigkeit, und diese führte zu den Qualen innerer Zerrissenheit, zur Lebensverachtung und Verzweiflung!

Die wenigsten der hochbelobten, vergötterten „Heroen moderner Bildung“ haben die Wogen des innern Entwicklungskampfes siegreich überwunden und giengen versöhnt, gereinigt und geistig geadelt hinüber, wie unser Fürstabt hinüber gegangen.

Ich schließe diese Betrachtung mit einem höchst beachtenswerthen Bekenntnisse Goethe's, welcher aus eigenster Erfahrung wissen und empfinden mußte, wie durchaus wahr es sei, was er darin gleichsam divinitus ausgesprochen. „Wahrhaft hochachten kann man“, sagt der Altmeister, „nur Denjenigen, welcher sich nicht selber sucht. Ich muß gestehen, solche selbstsuchtslose Charactere in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selber ruhte, und nicht abhieng von der Zeit, ihrem Geiste und ihrer Wissenschaft.“

Beilagen.

Nachdem vorliegende Biographie schon beinahe im Drucke vollendet war, kamen mir noch verschiedene Schriftstücke und Notizen zu, welche ich für die betreffenden Abschnitte nicht mehr benützen konnte. Ich theile sie daher als Beilagen mit, nebst einem vollständigen Verzeichnisse der gerbert'schen Schriften.

Bei der Ueberschau dieses Verzeichnisses tritt es einem so recht vor die Augen, wie unermüdlich arbeitsam Gerbert auf dem gelehrten und literarischen Felde gewesen, und unwillkürlich wird man zu einer Vergleichung von Jezt und Damals geführt, wobei gewisse Jünger der modernen Wissenschaft, welche auf den Bienenfleiß und die Riesenarbeit jener alten Gelehrten mit hochmüthiger Geringschätzung herab schauen, gar sehr in den Hintergrund treten.

Allerdings ist manches jener fleißigen und gelehrten Werke jezt von keinem Gebrauche mehr; aber als eine Stufe im Fortschritte der Wissenschaft muß es seinen Werth behalten; denn die sich fortsetzende Literatur gleicht einer Leiter, deren untere Sprossen ihre Bedeutung nicht verlieren können, weil man auf den oberen dem Ziele näher steht.

Es bleibt eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit, stets hieran zu erinnern, und deshalb habe ich in meinen Arbeiten über S. Blasien und seine Gelehrten, welche uns hundert Jahre voraus gegangen, die Verdienste derselben um solide Wissenschaft und Literatur der Gegenwart möglichst anschaulich vor Augen zu führen gesucht.

I.

Einige Bildnisse Gerberts.

Jene uralte Sitte, wonach man die Vorältern, die Standes- und Amtsvorfahren entweder in ganzer Reihenfolge oder die namhaftesten derselben in einzelnen Tafeln für die Nachwelt bildlich darzustellen pflegte, herrschte ganz besonders auch in den Domstiften und Klöstern. Hier erhielten die jeweiligen Bischöfe und Aebte in verschiedener Weise ihre Bildnisse, theils als Fortsetzung einer längst begonnenen Reihe von Gemälden, welche die Säle oder Gänge zierten, theils als selbstständige Portraits in Oel gemalt, in Kupfer gestochen, auf Medaillen und Denkmünzen geprägt oder als Bildhauerarbeiten auf Grab- und anderen Denkmalen dargestellt.

Diese löbliche Sitte, welcher man zahlreiche Meisterwerke verdankt, war nun eben auch zu S. Blasien daheim, wo die Maler- und Bildhauerkunst seit den frühesten Zeiten gepflegt worden. Von der gemalten Series abbatum et benefactorum daselbst habe ich keine nähere Notiz erhalten können, dagegen sind mir von den Portraits einzelner Aebte in Oel und Kupfer oder auf Denkmünzen mehrere zu Gesichte gekommen und darunter verschiedene Bildnisse unseres Fürstabtes, deren kurze Beschreibung hier folgen mag.

Das erste Portrait Gerberts, welches mir bekannt geworden, befindet sich vor dem 60sten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek von Nicolai (Berlin 1785) als Brustbild, durch Verhelst zu Mannheim in Kupfer gestochen. Dasselbe ist aber nicht besonders gelungen, da es die Gesichtszüge des Abtes zu hart und zumal die Nase zu stark wieder gibt.

Ein etwas bessers Bildniß hatte derselbe Künstler schon 1767 geliefert, welches der in's Deutsche übertragenen Reisebeschreibung Gerberts beigegeben ist. Durch diese beiden Kupferstiche hat sich die bildliche Darstellung des Fürstabtes wohl in die weitesten Kreise von Deutschland verbreitet.

Später gelangte ich zu dem in Schwarzkunst gearbeiteten Portrait unseres Abtes, welches denselben, wie die obigen Stiche, als Brustbild im Halbprofile, aber weit größer (in beinahe halber Gesichtslänge) zeigt. Allem nach führt uns dieses treffliche Blatt die edlen Züge Gerberts am getreuesten vor Augen. Leider ist es mir wieder abhanden gekommen, weshalb ich dessen Verfertiger nicht angeben kann.

Ferner wußte ich mir die silberne Denkmünze, welche das sanctblasische Stiftscapitel auf das Einweihungsfest des neuen Klostergebäudes hatte schlagen lassen, käuflich zu erwerben. Dieselbe ist von der Hand des französischen Graveuers Guillemard und stellt auf dem Reverse das Kloster dar mit der Umschrift: Optimo patri ob rem restauratam Capitulum S. Blasianum. Schlichtegroll theilt eine getreue Abbildung dieser Münze mit, wozu damals bemerkt worden, daß das auf dem Avers gegebene Brustbild des Abtes im Profile das ähnlichste sei, welches man besitze.

Ich halte diese Bemerkung für zutreffend, da das Bildniß mit dem vorigen am meisten überein stimmt. Wirklich drücken beide Portraits das „Wahre und Herzliche, das Bescheidene und doch sehr Würdige, das Heitere und doch sehr Anstandsvolle“ sprechend aus, wie es Nicolai in den Gesichtszügen des Fürstabtes vereiniget fand.

Endlich gelangte ich zur Kenntniß zweier Oelgemälde, eines größern und eines kleinern, welche das Bild Gerberts zum Gegenstande haben. Das erstere, ein Kniestück, denselben in seiner frühern Abtszeit darstellend, ist im Besitze des Herrn Heydt-Vannoti zu Freiburg; das andere aber, ein Brustbild, was den Abt in seinen 50er Jahren zu geben scheint, besizt Herr Pfarrer Bremeier bei S. Martin daselbst. Ein drittes soll sich zu Bürgeln befinden.

Ich habe diese Bildnisse nie betrachtet, ohne mich lebhaft in eine Zeit versezt zu fühlen, von welcher sich unser aufwachsendes Geschlecht keine Vorstellung mehr machen kann. Noch in meiner Jugend sah ich zu Rheinau, dem Mutterstifte von S. Blasien, in aller Wirklichkeit leben und gelten, was die Bilder mir jezt

vergegenwärtigen. Mit so schnellen Schritten hat uns Alte die neue Welt überholt.

Da ligt eben der Kupferstich von Verhelst vor mir; darauf zeigen sich Ring, Inful und Krummstab, Ordensband und Fürstenhut, die Symbole der fürstäbtlichen Würde. Der Abt, mit dem schwarzen Klosterhabit angethan, das leichte Benedictiner-Käpplein auf dem Hinterhaupte, sizt im Lehnstule schreibend am Tische, von seiner Bücherei traulich umgeben. Ernst-heiteren Blickes scheint er einen Gedanken zu verfolgen, welcher nach dem erhabenen Ideal' seiner Seele gerichtet ist, nach der von Gott gegründeten, in sicherer Einheit selbstständig waltenden und wirkenden Kirche!

Solche Bilder sind Fremdlinge geworden in unserer Gegenwart, wo der Strom selbstsüchtiger, frivoler Weltlichkeit beinahe Alles mit sich reißt. Wie aber vor hundert Jahren der Abt von S. Blasien seinen Zeitgenossen den Spiegel der nahen Zukunft vorgehalten, so erheben sich auch heute warnende Stimmen da und dort, um an die furchtbare Katastrophe zu erinnern, welche den geistigen Umwälzungen der kirchenfeindlichen, gottlosen Tage Voltaires auf dem Fuße gefolgt.

II.

Vier Schreiben Gerberts

an den Abt Cölestin von S. Georgen zu Villingen, über geistliche und landständische Angelegenheiten der breisgauischen Prälaten, über Steuersachen, des Fürstabts Portrait und Reisebeschreibung.

Hochwürdiger des H. R. R. Prälat,
Hochgeehrtester Herr!

Für die Communicata erstatte den schuldigsten Dank, und auch schon zum voraus für die versprochene Petrificata, welchen mit gröster Begierde entgegen sehe. Jezt aber gehe in's Breisgau um der Priminstanz, der Schulden und anderer verdrießlichen Sachen willen, unsere immunitatem ecclesiasticam belangend, wegen welcher in Mörsburg bey Eminentissimo die trifftigste

Vorstellungen gemacht und solchen dahin bewogen, daß sammentliche Erz- und Bischöfe des R. R. in partem gezogen werden, daß communi nomine eine Vorstellung mit nur apud Augustam, sed etiam Augustum qua supremum advocatum ecclesiae, gemacht werde, was immer nöthiger ist, da der neue Peräquator Janauer noch weit ärgere Projecte auszuführen haben wird.

Episcopi Argentinensis et Basileensis sind schon accord mit herrn Erzbischof von Salzburg und mit Eminentissimo. Gott gebe den erwünschten effect! Empfehle mich angelegentlichst und verharre mit aller hochachtung

Ewer Hochwürden

S. Blasien, den 12ten Juni 1765.

Dienstergebenster
Martin Abbt.

Hochwürdiger Reichsprälat,
Insonders hochgeehrter Herr!

Was Euer Hochwürden von des Ordinarii betragen geschrieben, ist ganz wie Herr hofcanzler in Mörsburg vorhergesagt, was wir Ordensgeistliche zu befürchten haben würden. Ich bekam schon geraume Zeit auf gemachte Vorstellungen von Seiner Eminenz keine antwort. Derowegen wir uns selbsten desto mehr vorsehen müßen, weil in ober und unter Oesterreich, was die Klöster belanget, alles auf das genaueste vollzogen wird, sowohl das Contributionale von den Fundationsgütern, als sogar auch die Kopffsteuer jährlich mit 2 Gulden für jeden Geistlichen, sey er, wer er wolle.

Was Herr Cotto, der schwäbisch-österreichische Syndicus zu Insbrugg, ausrichten werde, darauf sind wir im Breisgau desto aufmerksamer, da die Janauerische procedur uns auch zu einer neuen last fallen könnte. Für die Petrificata sage den verbindlichsten Dank und verharre mit alter hochachtung

Euer Hochwürden

S. Blasien, den 23sten Augst 1765.

dienstergebenster
Martin Abbt.

Hochwürdiger Reichsprälat,
Insonders hochgeehrter Herr!

Es dürfte ohne Zweifel die schwäbisch-österreichische Deputation zu Innsbrugg bey diesen trauervollen Umständen wenig gehör gefunden haben, und vermuthlich gar nachher Wien abgehen müßen, wenn man anderst nicht lediglich nach dem böhmischen Fuß abgemessen werden will.

Weilen aber Euer Hochwürden von jeweiliger der Sachen lage am Besten informiert seyn können, so bitte mir hievon die ohnbeschwerliche Nachricht freundlichst aus. Für die Petrificata sage verbindlichsten Dank und weil Euer Hochwürden ein belieben tragen an meinem Portrait, so nehme mir die freiheit, mit einem aufzuwarten, mein angedenken hiermit in Euer Hochwürden gedächtniß zu erhalten.

Zu Erweisung all anderer angenehmen gefälligkeiten mit besonderer Hochachtung stets verbleibend

Euer Hochwürden

S. Blasien, den 3ten September 1765.

dienstbereitwilliger
Martin Abbt.

Hochwürdiger des H. R. R. Prälat,
Insonders hochgeehrter Herr!

Gott sei es gedankt, daß Euer Hochwürden so gute gesinnungen hegen; er gebe allen Vorgesetzten des Benedictiner ordens gleiche gedanken! Wir wollen hoffen, daß der Himmel alsdann auch milder in so wilden Zeiten für uns aussehen werde, da wir sonsten auf dieser Welt wenige hilf zu erwarten haben.

Es wird sich zeigen, was die von Eminentissimo nacher Freiburg zu schickende deputati gutes erreichen, so doch nit das Contributionale, noch die Peraequatio, sondern nur die nebensachen der Schulden- und Erbsteuer betrifft, vieleicht mehr zur erleichterung des Cleri minoris.

Mit meiner Reisbeschreibung (welche in teutscher Version herauszugeben, sich Gaum und Wohler in Ulm wirklich angetragen) hätte schon längsten aufgewartet,

wenn nit die üble umständ des Welschfranzosen, welchem ich sie mitzugeben gedachte, eine Verweilung verursacht. Alle gelegenheiten seind mir kostbar, erweisen zu können, mit was sonderlicher hochachtung ich jederzeit zugethan sey

Euer Hochwürden

S. Blasien, den 29sten December 1765

ganz Ergebenster
Martin Abbt.

III.

Ein Schreiben Schöpflins

an Gerbert, bezüglich der im Münster zu Basel ruhenden Gebeine der Gemahlin König Rudolfs von Habsburg, um deren Ueberlassung für seine neue Gruft zu S. Blasien der Fürstabt sich verwendet hatte.

Ich theile diesen Brief als ein Zeugniß der freundschaftlichen Hochachtung, welche Schöpflin gegen denselben gehegt, und zwar in genauer Abschrift mit, damit man sich zugleich davon überzeuge, daß der Verfasser der Alsatia illustrata doch lange nicht so schlecht deutsch geschrieben, wie seiner Zeit zuweilen behauptet worden.

Hochwürdigster Reichsfürst,
Gnädigster Herr!

Es hat Herr Bürgermeister Debary, so dermahlen in der Regierung ist und bey dem ich logiere, meine proposition mit beyfall angenommen und sich erkläret, daß Er auf seiner seite alles beytragen wolle, was die sach befördern könne. Hiezu aber wird stillschweigen erfordert, damit alles so eingerichtet werde, daß bey dem öffentlichen Vortrag der sache dieselbe desto weniger Widerstand finde. Die Klugheit deß Herrn Bürgermeisters wird jede Vorsehung thun. Er sucht Euer hochfürstlichen Gnaden alles Vergnügen zu machen und läßt sich denselben dienstlich empfehlen.

Was den Herrn Residenten anlangt, so beziehe

ich mich auf des Herrn Hofcapellans bericht, welchen er mündlich abstatten wird.

Mit dem Herrn Residenten und dem Herrn Bürgermeister werde öftere unterredungen haben, um alles also einzurichten, daß Euer hochfürstlichen Gnaden ihr Verlangen erfüllt werde. Ich verbleibe nebst wiederholter Danksagung vor die viel empfangene Gnad zeitlebens mit beständigster Veneration

Euer hochfürstlichen Gnaden

Basel, den 7ten August 1770.

Gehorsamst Ergebenster Diener

Schöpflin.

IV.

Die Kaiserin Maria Theresia

an den Fürstabt von S. Blasien, nach dessen Heimkunft von seiner Wiener Reise im Jahre 1773, mit der Adresse: A son Altesse reverendissime Monseigneur l'Abbé de S. Blaise, prince d'empire, archichapelain aulique hereditaire de S. M. imperiale Reine dans l'Autriche anterieure.

Wien, den 7ten Februar 1773.

Ehrwürdiger Fürst, lieber Andächtiger! Mir ist die Nachricht von Euer Andacht glücklicher zurückkunft besonders angenehm. Ich bin von dero ergebener Gesinnung vollkommen überzeuget, und wird Mir dahero, gleichwie bis anher, also auch künftig hin, vergnüglich seyn, Euer Andacht Mein Wohlwollen erkennen zu geben, wie Ich deroselben mit beständiger Gnad gewogen verbleibe. Maria Theresia.

Wien, den 24sten Martii 1773.

Ehrwürdiger Fürst, lieber Andächtiger! Ich bin vollkommen von der Empfindung überzeuget, welche Euer Andacht über das denselben überschickte Porcellan Mir bezeigen. Da es eine derer ersteren Arbeiten der

hiesigen Fabrique ist, so hoffe Ich, es dürfte wegen dieses Umstandes denselben um so angenehmer seyn.

Die schwarze Farbe dieses Service trifft mit Meiner lage überein, da Ich schon mehr unter die Todte als lebendige Mich zehle. Und nachdem Euer Andacht für die Verstorbenen Meines hauses so eifrig gesorget haben, so bin Ich versichert, daß Ich jederzeit an dero Andenken theil haben werde. Dieses empfehle Ich Euer Andacht angelegentlich und verbleibe deroselben mit Kaiserlichen hulden und allem guten wohlgewogene

Maria Theresia.

V.

Ein Schreiben Gerberts

an den erzbischöflichen Official zu Mainz, in Betreff seiner Wiener Reise und der Reliquien für die neue Kirche zu S. Blasien.

Dieser Brief bestätiget dasjenige, was Pater Weiß in seiner Grabrede auf den Fürstabt mit den Worten angedeutet: „Sie (die Kaiserin) trug ihm mehr an, als er wünschen konnte.“

Hochwürdiger, hochgelehrter,
hochgeehrter Herr Official!

Dero schätzbarstes vom 31sten May an meinen Pater Edmund (aus der Familie Gäß zu Freiburg, ein viel versprechender junger Mann) ist hier angelangt, da derselbe schon über einen monat verstorben, kaum ehe ich von Wien zurück gekommen, wo ich endlich meine härteste Anliegen so durchgebracht, daß ich in selben stucken für allzeit ruhe haben sollte.

Ihre Majestät die Kaiserin haben mir, nebst einem kostbaren Pectoral, anfänglich den ganzen leib des heiligen Pirmin, welcher von dem ehemaligen Kloster Hornbach im Zweybrückischen anno 1575 nachher Insbrugg ist übergesetzet worden, geschenkt, und da Insbrugg sehr betrübet bey mir gebeten, disen ihren Patronen ihnen wiederum zu schenken, habe bey ihrer Majestät dises um so ehender gethan, da ich nur um et-

liche Reliquien von diesem Heiligen nachgesucht, wie ich dann würcklich heut die solemne translation eines brachii alhier gehalten, welchen Ihre Majestät in einem silbernen sarg haben überbringen lassen.

Andere persönliche Anträg von Ihrer Majestät habe sammentlich herzhaft abgebeten, mit vermelden, daß ich wünschte, das, was ich bin, nicht zu seyn, um in meinem ehemahligen so vergnügten privatstand zuruck kehren zu können. Mit ganz besonderer Hochachtung stets verharrend

Euer Hochwürden

S. Blasien, den 15ten Juni 1777.

Verbundenster Martin Abt.

VI.

Ein Gedicht Gerberts.

„Der träumende Nabuchadnezar" ist eine interessante kleine Schrift, welche darzustellen sucht, daß alle Reiche, wenn sie sich zu erheben wagten gegen den König der Könige, zertrümmert wurden von jenem Steine des daniel'schen Gesichtes; daß nur in solchen Reichen das wahre Heil erblühe, wo man Gott und dem Kaiser gebe, was man jedem schuldige, und daß es vom größten Uebel sei, wenn Staat und Kirche eines dem andern in seine eigenste Sphäre eingreifen wolle.

In der zweiten Hälfte der Schrift werden dann die Pariser Ereignisse seit 1790 besprochen. Namentlich theilt sie mehrere die katholische Kirche betreffenden Reden und Schreiben aus jenen Tagen mit, hierauf den herrlichen Brief, welchen der berühmte Marquis von Bouillé, damals General en chef der Maas- und Moselarmee, an den National-Convent über die Flucht des Königs gerichtet, nachdem es ihm mißlungen, demselben ein Asyl bei der Armee zu verschaffen.

Der General, ein Mann von altfranzösischer Gesinnung und soldatischer Entschiedenheit, rechtfertigte in seinem Schreiben diese Flucht und warnte vor weiteren Gewaltschritten, welche für Frankreich von den ver-

derblichsten Folgen sein würden, mit den Worten schließend: Cette lettre n'est que l'avant-coureur du Manifeste des Souverains de l'Europe, qui vous instruiront de ce, que vous avez à faire, ou de ce, que vous avez à craindre.

„Dieser Brief aber", fügt Gerbert bei, „wurde von den Pariser Demagogen, nach ihrer gewöhnten Weise, nur mit Gelächter erwiedert. Der Jacobiner-Club sezt seine revolutionäre Propaganda im In- und Auslande emsigst fort; die Illuminaten und Freimaurer arbeiten ihm in die Hände, und so droht diese Alles verwüstende Seuche des kirchlichen und staatlichen Umsturzes auch Deutschland zu überschwemmen."

„Deshalb möchte ich als guter Deutscher meine Landsleute warnen vor der Gefahr, mit hinein gerissen zu werden in das Verderben Frankreichs, dieses heroischen Volkes, welches seit vierzehn Jahrhunderten eine erste Stütze des Altares und Thrones gewesen, und nun in den Ausschweifungen eines unheilvollen Wahnes beide überall zu stürzen sucht."

Ich glaubte, diese Worte und einen Auszug des darin erwähnten Gedichtes hier mittheilen zu müßen, um die tiefe Besorgniß zu bezeichnen, womit die Vorgänge in Frankreich und deren Echo in Deutschland das Herz unseres Fürstabtes am Abende seines Lebens so schmerzlich erfüllten. Es gehört wesentlich zu den Zügen des Characterbildes, welches ich von demselben zu entwerfen gesucht.

Das Gedicht ist überschrieben: „Endliche Aussicht der Aufklärung Teutschlands." Dasselbe besizt gar keinen poëtischen Werth, drückt aber die Gedanken Gerberts über die gewaltige Veränderung, welche sich damals vor seinen Blicken entfaltete, in sehr sprechender Weise aus und liefert ein sprechendes Zeugniß von der patriotischen Gesinnung des edlen Prälaten.

Daß derselbe übrigens die geschilderte Gefahr mit richtigem Blicke aufgefaßt, bewiesen später die Umtriebe gewisser Leute im deutschen Südwesten, wo man, nachdem die Franzosen über den Rhein gesetzt, mit allem Eifer daran war, sich als „schwäbisch-alemannische Republik" der französischen anzuschließen!

Elemente dafür fanden sich genugsam vor. Stammte nicht Eulog Schneider aus dem Würzburgischen, und spielte nicht Ernst Posselt von Durlach eine so gefährliche Rolle, daß er, nach dem Scheitern seiner republicanischen Plane, den eigenen Tod suchte? Ja, schon begrüßte man zu Lahr die „Erlöser“ mit revolutionärem Gesange; schon wanderten badische Bauern nach Basel, um sich beim dortigen republicanischen Büreau zu unterzeichnen, und schon eilte selbst ein sanctblasischer Pater dahin, um sein Mönchsgewand vor dem aufgepflanzten Freiheitsbaume abzuwerfen!

Das Aufklärungsfieber, sagt der Fürstabt, welches die Eingeweide Frankreichs verzehrt, ist von dort über den Rhein gedrungen, um auch die Deutschen weise und glücklich zu machen. Dasselbe wird hier vollenden, was es dort begonnen.

Französeln nicht schon Deutsche?
Soll euer anererbter Thron,
Ihr deutschen Erdengötter,
Soll unsere Religion
Durch aufgeklärte Spötter
Und dumme Fortschritts=Gecken
Nicht schon für Jetzt und alle Zeit
Zu Grunde geh'n, so wachet!

Denn sonst bekommen auch wir unsere Jacobiner, unsere Mirabeau's und Lafayette's, unsere Patrioten, Gardisten und Fischerweiber! „Altar und Thron“ wie „Treu und Glauben“ und „deutsche Biederkeit“ sind schon nicht mehr die Denksprüche junger Deutschen, und schon vernimmt man aus tausend deutschen Kehlen das äffische Geschrei:

„Der Fürst ist selbst geschaff'ner Götz';
Nur die Nation und ihr Gesetz,
Nur sie sind uns're Götter.“

„Die Natur schuf alle Menschen zu gleichen Bürgern; die Fürsten aber, diese Knechte der Tyrannei, sind die Würger der Freiheit und Gleichheit; darum verdienen sie den Haß der Menschenfreunde.“ So lehrt's die Aufklärung in einer Unzahl von Schriften, welche die Gesinnung ihrer Verfasser, wie feile Metzen, in schamloser Nacktheit zeigen! Diese Geisteswaare durcheilt das Land in schnellem Lauf' und

Des Fürsten Placet prangt darauf,
Wo nicht, des Fürsten Duldung!

„Es geht ja Alles nur gegen den Aberglauben, gegen die Mißbräuche der Religion“, wie sie vorgeben; in der That aber geht's gegen den Thron, wie gegen den Altar; denn

Was sie vom Papste sagen,
Sind gegen alles Fürstentum
Auch ihre gleichen Klagen.
Wenn sie durch Throne den Altar
In Koth getreten haben,
Dient ihnen dieses offenbar,
Auch jene zu begraben.

Sie hassen ja zulezst die Throne noch mehr, als den Altar und suchen durch Beseitigung der Religion und Kirche zum Ziele zu gelangen, welches darin besteht, sich von der Unterthans- und Glaubenspflicht völlig befreit zu sehen.

Das ist ihr großes Bruderband
In eines Jeden frevler Hand.
Mit Geld und Witz und Tücke,
Mit forschend scharfem Blicke
Umschleichen sie am Fürstenhof'
Gewandt des Herrn Vertraute
Und lenken der Minister Sinn,
Auf deren Treu' er baute.

Sie verleiten den höchsten Rath des Landes öfters, ohne daß der Fürst es ahnet, zur Unbilligkeit und Kränkung gegen die Kirche, raffen Alles listig zusammen, was aufklärungsvoll im Namen des Fürsten gegen die Kirche beschlossen worden, wenden sich dann flugs

Und rufen: „Seht den Fürsten, seht,
Wie mit der Kirche um er geht!
So wird er's später machen
Auch mit des Volkes Sachen.

Aber noch merkt das gute Deutschland die Tücke nicht, welche durch den Sturz der Kirche auch die Throne zu stürzen sucht. Es ist eine verhängnißvolle Täuschung, wenn die Fürsten durch den Verlust und Schaden der geistlichen Macht für die ihrige Etwas zu gewinnen wähnen.

„Man schließ' dem Papste Thür und Thor;
Der Pfaffen geh' man müßig.“
So lärmt der Aufgeklärten Chor,
Da schon die Throne krachen
Und ihre Feinde lachen.

Der Altar war von jeher des Thrones Stütze,

daher das nimmer müde Bestreben, die Priesterschaft mit Krieg zu überziehen. „Wenn der Fürst dahin gebracht ist, die Pfaffen verächtlich zu behandeln und sich vom Halse zu schaffen, dann gelingt's. Bringen wir's aber nicht dahin,

Indem wir sorglos schlafen,
Dann nah'n sie wieder sich dem Thron'
Und wir — wir bleiben Sclaven."

So reden diese Aufklärer, und so ward mancher gute Fürst bethört, welcher sie als redliche Leute und treue Rathgeber, als seine Freunde ansah und ihnen selber noch die Hand zu ihrer thronstürmenden Arbeit darlieh. Darum wachet, ihr deutschen Fürsten, noch ist's an der Zeit.

Schlürft man mit neuen Zügen
Das Neu'rungsgift, so fliegen
Des Aufruhrs tolle Schwärm' herein,
Altär' und Throne stürzen ein
Und die Verderber siegen.

Dergestalt werden die Deutschen in Franzosen verwandelt. Darum ihr Fürsten Deutschlands, nehmet euch zusammen; kaum noch vor einem Geschlechtalter waren die französischen Aufklärer zahrte Milchlinge, und heute sind es gewaltige Kirchen- und Thronenstürmer, welche Alles beherrschen.

Sie wuchsen, wurden kühner,
Und aus den Jacobinerlein
Entstunden Jacobiner!

Ebenso wird's Deutschland kommen; denn der Verfall des Glaubens und der Sitten schändet auch unsere Gaue schon. Bälder vielleicht, als ich fürchte, dürfte auch hier die Fackel des Aufruhrs brennen. Der Franzmann hat nur den Vorsprung vor dem Deutschen und in kurzer Zeit wird dieser jenem gleichen. Wir sehen's ja deutlich.

Das Ding wird immer reifer;
Der gift'ge Neu'rungsgeifer,
Er drang schon ganz gefährlich ein
In uns're deutschen Massen
Schon heißen ihn willkommen sein
Des Volk's verschied'ne Klassen.

Dauert das nur wenige Jahre noch fort, dann wehe unseren Thronen und unserem Glauben! Was die

Weisen Frankreichs bastillisiert haben, das hoffen die Weisen Germaniens auch zu thun; denn ihr Vorbild ist der nämliche Voltaire, den sie als Vater verehren!

„Sind einmal wir am großen Ziel“,
Ertönt's in Maurer-Hallen,
„So sehen wir, wie die Bastill',
Auch uns're Throne fallen“.

VII.

Lobrede auf Gerbert,

von dessen Nachfolger Mauriz Ribbele, enthalten in den Vorworten zu der Schrift „über das Erhabene im Evangelium“, welches derselbe nach dem Tode des Verfassers zum Drucke befördert und seinen Capitularen gewidmet.

Mehr als eine Erwägung (heißt es darin) veranlaßte mich, die gegenwärtige Schrift, welche der jüngst verstorbene Abt Martin hinterlassen, unverweilt an das Licht zu stellen. Zunächst war es der Umstand, daß der Verewigte dieselbe zur Feier seines ihm bevorstehenden Priester-Jubiläums veröffentlichen wollte. Es gebot mir daher die Pflicht der Pietät, seinen lezsten Wunsch zu erfüllen.

Es gebot mir aber auch die Pflicht der Dankbarkeit, diese Gelegenheit dafür zu ergreifen, das Andenken eines Mannes in lebendiger Frische zu erhalten, welcher sich um das Stift und die Congrgation von S. Blasien die größsten Verdienste erworben.

Auch wollte ich meinen Stiftsgenossen durch Veröffentlichung der trefflichen Arbeit ein Geschenk der Liebe machen, welches geeignet wäre, sie zum Studium des Evangeliums anzuspornen. Denn diesen Zweck hatte der fromme Verfasser bei Ausarbeitung desselben vor Augen gehabt.

„Ich wollte“, schrieb er kurz vor seinem Tode mit Bleistift auf ein Blättlein Papier, „ich wollte den Fleiß meiner Mitbrüder durch dieses Buch erwecken, welches ich mit Hintenansetzung anderer Geschäfte, deren Mühen und Sorgen mich beinahe mein ganzes Leben lang in Anspruch genommen, noch als Greis und durch

einen Schlaganfall schon an mein nahendes Ende gemahnt, unternommen und vollbracht habe."

So war Abt Martin, als er's mündlich nicht mehr vermochte, darauf bedacht, die Seinigen wenigstens schriftlich zu den geheiligteren Studien anzufeuern, welche in früheren Zeiten leider sehr vernachläßigt worden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn im Gefolge dieser Vernachläßigung die eitlen Spitzfindigkeiten und nutzlosen Wortkrämereien der Scholastiker so gewaltig überhand genommen.

Und wie nothwendig ist den Dienern der Kirche heutzutage ein ernstëres Studium der heiligen Schriften, mitten in all' den Gefahren, welche sie bedrohen! „Wisset", schreibt der Apostel Petrus an die Gläubigen, „wisset, daß neuestens Spötter kommen werden, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln und sagen: Wo ist die Verheißung der Zukunft? Die Väter sind entschlafen und Alles bleibt beim Alten."

So reden auch heute wieder die Afterweisen, welche die Hölle ausgeworfen, damit ihre Pestseuche dies ganze Geschlecht ergreife und vergifte. Nicht genug, daß solche Menschen den Abfall von der mütterlichen Kirche und eine Spaltung derselben aus allen Kräften anstreben, die Gottlosigkeit selber predigen sie öffentlich und haschen überall nach dem Beifalle des armen betrogenen Volkes, dem sie seine Tempel rauben und seine Priester einkerkern oder verjagen!

Diesem hereinbrechenden Uebel widersteht kein menschliches Dammwerk mehr, die Religion allein vermag es, die giftige Wunde desselben zu heilen. Mit ihren Waffen muß gekämpft werden, und wer könnte uns deren reichlichere an die Hand geben, als Abt Martin in seinen vom frommsten Geiste erfüllten Werken!

„Dahin sind wir gekommen", sagt derselbe im Vorwort' seines gegenwärtigen Buches, „daß es gestattet wird, das Wort Gottes öffentlich zu verhöhnen! Ganz den alten Kohl haben sie in unseren Tagen wieder aufgewärmt. Doch zu keiner Zeit noch wurde von den Religions- und Kirchenfeinden dermaßen gelärmt und gewüthet, wie von denen des „aufgeklärten Jahrhunderts." Aber auch ihnen, diesen von Eigen-

dünkel aufgeblähten Sterblichen, ruft das Evangelium zu: „Habet Acht, damit nicht das Licht in Euch die Finsterniß gebäre."

„Wie heilsam hatte das Concil von Trient zur Bezähmung ausschweifender Geister beschlossen, daß in Sachen des Glaubens und der Sitten nie Jemand es wagen dürfe, die heilige Schrift nach eigenem Gefallen auszulegen, sondern daß Jedermann sich nach der Auslegung der Kirche zu richten habe."

Nehmen wir uns diese Worte des hochverehrten Dahingegangenen recht zu Herzen und seien wir ernstlichst bestrebt, ihm allseitig nachzuahmen! Dann wird das Uebel weichen, unter dessen Last wir seufzen. Ein goldner Frieden wird wieder kehren im Gefolge reinen Glaubens und guter Sitten. Die Fürsten werden wieder zur Erkenntniß gelangen, was sie der Kirche schulden, und ihre treuen Beschützer sein.

VIII.

Verzeichniß sämmtlicher Schriften Gerberts.

Theologia vetus et nova circa praesentiam Christi in eucharistia (dem Cardinal-Bischof von Rodt gewidmet, der ihn in suum Theologum ernannt hatte). Friburgi Brisgoviae per J. G. Felnerum, typographum academicum, 1756. Octav.

Principia theologiae exegeticae. Praemittuntur prolegomena theologiae christianae universae. Accedit mantissa de traditionibus ecclesiae arcanis. Augustae Vindelicorum et Friburgi Brisgoviae, sumptibus J. et A. Wagner, 1757. Oct.

Principia theologiae symbolicae, ubi ordine symboli apostolici praecipuae doctrinae christianae capita explicantus. Daselbst 1758. Oct.

Principia theologiae mysticae, ad renovationem interiorem et sanctificationem christiani hominis. Typis S. Blasianis 1758. Oct.

Principia theologiae canonicae, quoad superiorem ecclesiae formam et gubernationem. Das. 1758.

Principia theologiae dogmaticae, juxta seriem

temporum et traditionis ecclesiasticae digesta. Daselbst 1758. Oct.

Principia theologiae moralis, juxta principia et legem evangelicam. Daselbst 1758. Oct.

De recto et perverso usu theologiae scholasticae. Daselbst 1758. Oct.

De ratione exercitiorum scholasticorum, praecipue disputationum cum inter Catholicos, tum contra adversarios in rebus fidei. Daselbst 1758. Oct.

Princia theologiae sacramentalis, septem sacramentorum novi testamenti doctrinam complexa. Augustae Vindelicorum et Friburgi Brisgoviae, sumptibus J. et A. Wagner, 1758. Oct.

Principia theologiae liturgicae, quoad divinum officium, dei cultum et sanctorum. Das. 1759.

Demonstratio verae religionis veraeque ecclesiae contra quasvis falsas. Typis S. Blasianis 1760. Oct.

De communione potestatis ecclesiasticae inter summos eius principes, pontificem et episcopos. Daselbst 1760. Oct.

De legitima ecclesiastica potestate circa sacra et profana. Daselbst 1761. Oct.

De christiana felicitate huius vitae. Das. 1762. Oct.

De radiis divinitatis in operibus naturae, providentiae et gratiae, partes tres. Daselbst 1762. Oct.

De aequa morum censura adversus rigidiorem et remissiorem. Daselbst 1763. Oct.

Adparatus ad eruditionem theologicam, institutioni tironis congregationis S. Blasii distinatus. Daselbst 1764. Oct.

De selectu theologico circa effectus sacramentorum. Daselbst 1764. Oct.

De eo, quod est juris divini et ecclesiastici in sacramentis, praesertim in sacramento confirmationis. Daselbst 1764. Oct.

De dierum festorum numero minuendo, celebritate augenda. Daselbst 1765. Oct.

De peccato in spiritum sanctum in hac et altera vita irremisibili. Accedit paraphrasis cum notis selectis in epistolam S. Pauli ad Hebraeos. Daselbst 1766. Octav.

Taphographia principum Austriae, post mortem patrum M. Herrgott et R. Heer restituta, novis accessionibus aucta et ad haec usque tempora deducta. Das. 1772, zwei Fol. mit 118 Kupfertaf.

De translatis Habsburgo-Austriacorum principum et eorum conjugum ex ecclesia Basiliensi et monasterio Königsfeldensi in monasterium S. Blasii cadaveribus. Daselbst 1772. Fol.

Crypta San-Blasiana nova principum Austriacorum, translatis eorum cadaveribus ex Helvetia ad conditorium novum monasterii S. Blasii in nigra sylva. Daselbst 1772. Eine zweite mit urkundlichen und bildlichen Beigaben vermehrte Auflage erschien ebenda 1785. Quart.

Codex epistolaris Rudolfi I, Romanorum regis, locupletior ex manuscriptis bibliothecae Vindobonensis editus ac commentario illustratus. Praemittuntur Fusti Rudolfini, cum ex ipsis eius epistolis, tum ex aliis antiquis monumentis et scriptoribus. Accedunt diplomata. Das. 1772, ein Foliant.

Pinacotheca principum Austriae, post mortem patrum M. Herrgott et R. Heer recognita et edita. Das. 1773, zwei Folianten mit vielen Kupfertafeln.

Praxis regulae S. Benedicti, ex gallica lingua versa. Daselbst 1773. Oct.

Iter alemannicum, accedit italicum et gallicum. Daselbst 1773. Des gleichen Werkes zweite editio revisa et correcta, mit einem Anhang deutscher Glossarien. Ebenda 1774. Eine deutsche Uebersetzung dieser Reisebeschreibung mit vielen Zusätzen von J. L. K. erschien daselbst schon 1767. Oct.

De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate usque ad praesens tempus. Daselbst 1774, zwei starke Quartanten.

Scriptores ecclesiastici de musica sacra, potissimum ex variis Italiae, Galliae et Germaniae codicibus manuscriptis collecti et nunc primum publica luce donati. Daselbst 1774, drei Quartanten.

Vetus liturgia alemannica, disquisitionibus praeviis, notis et observationibus illustrata. Daselbst 1776, zwei Quartanten.

Daemonurgia theologice expensa. Das. 1776. Quart.

Monumenta veteris liturgiae alemannicae. Accedit pars ritualis et pars hermeneutica. Daselbst 1779, zwei Quartanten.

Historia nigrae sylvae ordinis S. Benedicti coloniae. Mit einem Urkundenbuche, verschiedenen Kupfertafeln und einer Landkarte. Daselbst 1783 und 1784, drei Quartanten.

Anrede an die versammelten Ordensgeistlichen am Vorabende der feierlichen Kircheneinweihung (zu S. Blasien). Abgedruckt in den Festreden dieser Feier. St. Gallen 1784. Oct.

De Rudolfo Suevico, comite de Rhinfelden, duce, rege, deque eius illustri familia apud S. Blasium sepulta, cryptae huic antiquae nova Austriacorum principum adiuncta. Mit einem Anhange von Urkunden. Daselbst 1785, in Quart.

Solitudo sacra seu exercitia spiritualia ex doctrina et exemplis sacrae scripturae et sanctorum patrum, in usum pastorum ecclesiae. Daselbst 1787. Oct.

Ecclesia militans, regnum Christi in terris, in suis fatis repraesentata. Daselbst 1789, zwei Octavbände. Von diesem Werke erschienen eine deutsche und eine italienische Uebersetzung.

Nabuchodonosor somnians regna et regnorum ruinas a theocratia exorbitantium. Prodromus ecclesiae militantis. Daselbst und von 1791.

Jansenisticarum controversiarum ex doctrina S. Augustini retractatio. Daselbst 1791. Oct.

Observationes in saeculum Christi tertium et quartum. Daselbst 1793. Oct.

De sublimi in evangelio Christi juxta divinam verbi incarnati oeconomiam. Daselbst 1793. In den Druck gegeben von Abt Mauriz, dem Nachfolger des Verfassers. Oct.

De periclitante hodierno ecclesiae statu, praesertim in Gallia. Daselbst 1793. Oct.

Sammlung historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

III.



